

Theologie als Wissenschaft

Sommersemester 2000

1. Einleitung: Erkenntnis - Wissenschaft - Theologie

Die Vorlesung dreht sich um die Frage, ob die Theologie eine Wissenschaft ist – und wenn ja, inwiefern. Wie ist es um das Verhältnis der Theologie mit anderen Wissenschaften bestellt? Die Frage, was Wissenschaft ist oder will, wird unterschiedlich beantwortet. **In der Philosophie hat sich die Wissenschaftstheorie aus der Erkenntnistheorie entwickelt.** Die Wissenschaft hat entscheidend mit Erkenntnis zu tun, diese hängt wiederum mit Wahrheit zusammen. Die Bedeutung dieser Begriffe ist unter Philosophen höchst umstritten. Am Anfang steht die Feststellung, daß Wissenschaft zunächst die Suche nach Erkenntnis ist.

1.1 Die Suche nach Erkenntnis und Wahrheit

Menschliche Erkenntnis zielt auf Wahrheit. Nach dem sog. korrespondenztheoretischen Wahrheitsverständnis bedeutet Wahrheit die Übereinstimmung zwischen Erkenntnis (Satz, Aussage, Präposition o.ä.) einerseits und dem jeweils behaupteten Sachverhalt (Tatsache) andererseits. Wahre Erkenntnis kann um ihrer selbst willen, aber auch um des durch sie ermöglichten praktischen Handlungserfolgs willen angestrebt werden. Beide Zielsetzungen schließen einander nicht aus.

Wer aber nach der Erkenntnis sucht, der sucht nach Wahrheit. Die Suche nach Wahrheit scheint in der Suche nach wahren Aussagen, wahren Sätzen, Behauptungen und Theorien zu bestehen. Eine Aussage ist gemeinhin dann wahr, wenn das, was sie behauptet, der Fall ist: **„Kraft der Verhältnisse in der Welt ist ein Satz wahr, wenn er der Realität entspricht, wenn er die Welt widerspiegelt.“** Diese Feststellung wird auch als Korrespondenztheorie bezeichnet. Der amerikanische Philosoph Quine sagt dazu: „Was wahr ist, sind gewisse Sätze. Der Wahrheit nachjagen heißt: sich bemühen, die wahren Sätze von den anderen, die falsch sind, zu sondern.“ Statt von „Sätzen“ kann man auch von „Überzeugungen“ sprechen. Allerdings gibt es viele Erkenntnisansprüche, die sich widersprechen. Einige davon müssen demnach falsch sein. Das Streben nach Erkenntnis besteht nämlich darin, die richtigen Erkenntnissätze von den falschen zu unterscheiden, wobei das Ziel darin besteht, möglichst viele richtige Überzeugungen zu gewinnen (viele Treffer landen, wenige Nieten ziehen...). Dennoch bleiben einige Fragen offen:

1. Warum suchen wir nach wahrer Erkenntnis? Warum sollen wir danach suchen?

Wahre Erkenntnis ist in sich ein Wert. Es ist in sich erstrebenswert und sinnvoll, die Wahrheit zu erkennen. Wie das Streben nach Glück braucht man das Streben nach Wahrheit also nicht weiter zu begründen. In der Philosophiegeschichte finden sich zwei verschiedene Positionen:

- a) **Aristoteles'** erster Satz in seiner Metaphysik lautet: „Alle Menschen streben von Natur aus nach Wissen“. Wahrheit ist also in sich ein Wert.
- b) **Francis Bacon** sagt: „Wissen ist Macht“. Hier wird ein Pragmatismus offenkundig, der eine Erkenntnis dann als wahr klassifiziert, wenn sie erfolgreiches Handeln ermöglicht. Der Erfolg bemißt sich daran, (gut) zu überleben.

Bei Aristoteles kommt es auf das Erkennen an (kognitive Ziele), bei Bacon auf die praktischen Ziele. Die beiden Alternativen können einander ergänzen. Denn:

- Erkenntnisse, die keine praktische Relevanz haben, müssen deshalb nicht gleich wertlos sein, denn es ist in sich gut, Teile der Wirklichkeit zu durchschauen (z.B. Erforschung des Weltraums, Mondlandung etc.). Das Erreichen der kognitiven Ziele kann außerdem die hinreichende Bedingung sein, die praktischen Ziele zu erreichen.
- Einige Erkenntnisse erweisen sich erst im Nachhinein als praktisch nutzbar (z.B. mathematische Grundlagen der Verschlüsselung)
- Es gibt Bereiche, in denen wir uns Erkenntnisfortschritt nur aufgrund des Wunsches nach Handlungsfortschritt wünschen (z.B. Medizin). Wahre Erkenntnis ist hier die Garantie für erfolgreiches Handeln.

2. Wie lassen sich die wahren von falschen Erkenntnisansprüchen unterscheiden?

In der Menschheitsgeschichte gibt es verschiedenste Versuche und Möglichkeiten, Erkenntnis zu erlangen, z.B. Hl. Schriften, Beobachtungen, ekstatische Zustände, Autoritäten, Orakel, Befragen von Experten etc. pp.

Die **Erkenntnistheorie** fragt erstens danach, wie Erkenntnisse zustande kommen, wie der Prozeß der Erkenntnisfindung funktioniert und zweitens danach, welche Erkenntnisquellen den größtmöglichen Erfolg garantieren und mit welchen Methoden am besten erkannt wird. Die Grunderfahrung unseres Lebens lautet aber: viele Erkenntnisquellen produzieren Irrtümer (Gedächtnis, Bücher, Aussagen anderer etc.) Die hier bedeutende Frage ist: **worauf können wir uns verlassen**, worauf können wir bauen? Dies ist auch die Kernfrage der philosophischen Erkenntnistheorie.

1.2 Von der Erkenntnistheorie zur Wissenschaftstheorie

Nach Wahrheit wird nicht nur in der Wissenschaft, sondern auch in Metaphysik, Religion und Kunst gesucht. Die moderne Entwicklung von der Erkenntnis- zur Wissenschaftstheorie suggeriert mehr oder weniger unterschwellig, daß wahre Erkenntnis wenn überhaupt, dann nur auf „wissenschaftliche“ Weise erreicht werden kann. Die Funktion der Wissenschaft läßt sich mit einem „Spiel“ vergleichen, dessen Ziel in der Erkenntnis von Wahrheit besteht. Dieses „Spiel“ wird durch bestimmte Regeln charakterisiert, die im einzelnen umstritten sind, aber sich gegenüber anderen Erkenntnisbemühungen angeblich vor allem durch eine hohe Zuverlässigkeit ihrer Resultate auszeichnen.

Wissenschaftstheorie befaßt sich mit einem bestimmten Teilbereich des menschlichen Lebens, der menschlichen Erkenntnisbemühung, nämlich mit der Wissenschaft, die sich im Laufe der Zeit verändert hat. Dabei spielen die Inhalte eine untergeordnete Rolle, wichtig ist die Methode. Es ist also schwierig zu definieren, was genau mit „Wissenschaft“ bezeichnet wird. Außerdem ist zu beachten, daß **wissenschaftliche Erkenntnis nicht gleichzusetzen ist mit wahrer Erkenntnis**. Wissenschaft ist vielmehr die Suche nach wahren Erkenntnissen. Natürlich wird auch außerhalb der Wissenschaft nach wahren Erkenntnissen gesucht.

Von einer wissenschaftlichen Methode allerdings erwartet man sichere Erkenntnisse, Gewißheit, Sicherheit. **Nur solche Methoden, die sichere Erkenntnis liefern, werden als wissenschaftlich anerkannt. Damit ist „wissenschaftlich“ ein Wertbegriff**, der solche Methoden auszeichnet, die in einer relativ verlässlichen Weise wahre Erkenntnis liefern.

Wissenschaft läßt sich mit einem Spiel vergleichen. Das Ziel ist die Erkenntnis, die Teilnehmer all diejenigen, die bereit sind, sich an die Spielregeln, d.h. Methoden, zu halten. Neben dem „Spiel der Wissenschaft“ gibt es auch andere Spiele, die teilweise dasselbe Ziel verfolgen, aber mit anderen Spielregeln. Die genaue Abgrenzung zwischen einem wissenschaftlichen und einem nicht-wissenschaftlichen Spiel erweist sich als schwierig. Doch Wissenschaft ist das beste Spiel im Hinblick auf die Verlässlichkeit der Erkenntnisse. Es bleibt allerdings die Frage, ob es neben der Wissenschaft noch andere Erkenntnisbereiche gibt (z.B. Mythos, Kunst, Metaphysik).

1.3 Die Wissenschaftlichkeit der Theologie

Ob die Theologie als Wissenschaft zu verstehen ist, hängt nicht von der Existenz staatlicher theologischer Fakultäten ab, so förderlich diese für die Wissenschaftlichkeit der Theologie auch sein mögen. Entscheidend hängt dies (1) von der konkreten Beschaffenheit jener „Spielregeln“ ab, die die Wissenschaftlichkeit konstituieren, und (2) von der Bereitschaft, sich theologischerseits darauf einzulassen. Unabhängig von der Beschaffenheit dieser Regeln im einzelnen wird der Wissenschaftsanspruch der Theologie von außen zusehends negativer beurteilt.

Die Theologie wäre dann eine Wissenschaft, wenn sie sich an die Spielregeln hielte. Doch ist die Theologie auch willens, dies zu tun? Dies wird sich an der Frage nach der Beschaffenheit der Spielregeln entscheiden. Wir gehen zunächst einmal davon aus, daß die Theologie bereit und willens ist, die Spielregeln zu akzeptieren. Ihr Anspruch darauf mitzuspielen wird von den anderen Wissenschaften kritisch eingeschätzt:

1. **Die Präsenz der Theologie an Universitäten verdankt sich der abendländischen Tradition oder dem Staatskirchenrecht (Konkordat), aber nicht ihrer Wissenschaftlichkeit**, denn diese wird ihr gemeinhin abgesprochen. Religiöse Fragen seien Fragen des Geschmacks, über den sich bekanntlich nicht streiten läßt. Sie behandle Fragen, die intersubjektiv nicht entscheidbar und damit wissenschaftlich indiskutabel seien.
2. Man meint außerdem einen **Widerspruch zwischen Kirchlichkeit und Wissenschaftlichkeit** festzustellen, doch die Theologie will sowohl kirchlich als auch wissenschaftlich sein. Die außeruniversitäre Institution Kirche hat ein entscheidendes Mitspracherecht in der Theologie. Dies, so die Kritiker, könne nicht wissenschaftlich sein.
3. Ebenso bestreiten sie, daß **Glaubensüberzeugungen Grundlage von Wissenschaft** sein können. In der Wissenschaft müsse jedes Dogma, jede Überzeugung in Zweifel gezogen und evtl. verworfen werden.

Mit Blick auf diese Kritikpunkte ist es nicht verwunderlich, daß es die Tendenz gibt, die Theologie aus den Universitäten zu verdrängen. Manche meinen aber auch, die Theologie sei zwar keine Wissenschaft, aber man solle sie in den Universitäten lassen, denn schließlich habe Religion eine positive Auswirkung auf die Gesellschaft... Andere sind der Überzeugung, daß die Existenz der Theologie an den Universitäten ebenso zu verwerfen sei wie wissenschaftspolitische Überlegungen, die wissen-

schaftstheoretisch irrelevant sind. Da die Freiheit der theologischen Reflexion und Lehre durch das Lehramt eingeschränkt wird, würde auch die Wissenschaftlichkeit beschnitten. Kreiner meint allerdings, daß es nicht darauf ankommt, wo, sondern wie Theologie gelehrt wird.

1.4 Theologie im Kreis der Wissenschaften

Von der Frage nach der Wissenschaftlichkeit der Theologie ist die Klärung ihres Verhältnisses zu den anderen Wissenschaften zu unterscheiden, vor allem zur Philosophie, aber auch zu den Natur- und Geisteswissenschaften.

Eine enge Verbindung besteht zwischen Theologie und Philosophie. Die nächste bedeutsame Verbindung ist die zu den Naturwissenschaften, denn die neuzeitliche Entwicklung ist dahingehend, daß die Naturwissenschaft (v.a. die Physik) zur Wissenschaft schlechthin erklärt wird. Seid dem Fall Galilei ist die Spaltung von Theologie und Naturwissenschaft immer deutlicher hervorgetreten. Der Aufwertung der Naturwissenschaft folgt somit die Abwertung der Theologie.

2. Das aristotelische Ideal wissenschaftlicher Erkenntnis

Die Wissenschaftstheorie des Aristoteles (384-321) ist die einflußreichste aufs Abendland gewesen. Die erste Thematisierung fand im 13. Jh. statt, als die Frage nach der Wissenschaftlichkeit eine Rolle spielte - zu dieser Zeit fanden nämlich die ersten Universitätsgründungen statt (1150-1250 in Bologna und Rom). Aufgrund des Zusammenschlusses mehrerer Schulen (z.B. Dom- und Klosterschulen, medizinische Schulen) konnte es zum Angebot des „Studium generale“ kommen, in dem das gesamte Wissen vermittelt werden sollte in freier Gemeinschaft von Dozenten und Lernenden.

2.1 Die mittelalterliche Aristoteles-Rezeption

Aristoteles hat das abendländische Wissenschaftsideal nachhaltig geprägt. Auch die Frage nach der Wissenschaftlichkeit der Theologie wurde erstmals in der Auseinandersetzung mit dem aristotelischen Ideal diskutiert. Dies geschah im ausgehenden 13. Jh. und hängt mit der Entstehung der Universitäten und der sog. Aristoteles-Rezeption zusammen.

Nach den Universitätsgründungen im Mittelalter kam es zum Umbruch im Geistesleben durch die **Aristoteles-Rezeption**. Bekannt waren Aristoteles' logische Schriften nur durch Übersetzungen aus dem 5. Jh. Bis zu den Neuübersetzungen bis 1270 war der Platonismus (Neuplatonismus) vorherrschend gewesen, danach erlebte der Aristotelismus seine Blüte. Seine Schriften wurden aus dem griechischen bzw. Arabischen übersetzt. Dies hatte **weitreichende Konsequenzen fürs Christentum und für die gesamte abendländische Tradition**. Der Einfluß des Aristoteles vollzog sich auf zwei Ebenen. Erstens hatte Aristoteles die Weltwirklichkeit stärker betont als Platon, der an der Ideenwelt festhalten wollte. Und zweitens vertrat Aristoteles ein anderes Wissenschaftsverständnis (s.o.: Wissen wird um seiner selbst willen gesucht).

Nicht alle Theologen plädierten damals für die Wissenschaftlichkeit der Theologie. Der Glaube habe nämlich nichts mit Logik und Dialektik zu tun, sondern mit Frömmigkeit. Man sah den Glauben sogar in Gefahr durch die Ansprüche an die Wissenschaft, die sich aus dem aristotelischen Wissenschaftsverständnis herleiteten. Wer die Theologie als Wissenschaft wollte, mußte nachweisen, daß sie Aristoteles' Ansprüchen gerecht werden kann.

2.2 Der deduktive Charakter wissenschaftlicher Erkenntnis

Aristoteles unterscheidet drei Arten von Wissenschaften: theoretische, praktische und poetische. Die theoretischen Wissenschaften (Physik - Mathematik - Metaphysik) suchen nach Erkenntnis um ihrer selbst willen. Wissenschaftliche Erkenntnis zeichnet sich vor allem durch ihre Beweisbarkeit bzw. ihren Gewißheitsgrad aus. Ein Sachverhalt ist dann - im eigentlichen Sinn - wissenschaftlich erkannt, wenn die notwendigen Gründe bzw. Ursachen für seine Existenz bzw. Beschaffenheit aufgrund der Geltung evidenter Prinzipien und daraus deduktiv abgeleiteter Konklusionen aufgezeigt sind (Bsp. Mondfinsternis).

Für Aristoteles zielt Erkenntnis auf Wahrheit ab. Er unterscheidet 3 Arten von Wissenschaften:

<i>Theoretische Wissenschaft</i>	<i>Praktische Wissenschaft</i>	<i>Poietische Wissenschaft</i>
<i>Erkenntnis der Wahrheit</i>	<i>Handeln der Menschen</i>	<i>Herstellung von Dingen</i>
Theologie (Metaphysik, Logik, etc.)	Ethik	Kunst
Mathematik (Arithmetik, Geometrie, etc.)	Politik	Rhetorik
Naturwissenschaft (Biologie, Botanik, Chemie)	etc.	etc.

Die theoretischen Wissenschaften nehmen den höchsten Wahrheitsanspruch. Sie sind gewissermaßen die Krone des Wissens. Nur die theoretischen Wissenschaften sind die Wissenschaften im strengen Sinn. Es geht hier nicht nur um die Anwendbarkeit, sondern um die Erkenntnis der Wahrheit um ihrer selbst willen. Wahre Erkenntnis ist dann erreicht, wenn die Aussage mit der Wirklichkeit übereinstimmt. Wie kann man die Wahrheit dann wissenschaftlich erklären? Wir haben gesehen, daß wissenschaftliche Erkenntnis mit der Beweisbarkeit und Gewißheit zusammenhängt, was wiederum von der richtigen Methode abhängt. **Nach Aristoteles erkennen wir dann etwas wissenschaftlich, wenn wir a) seine Ursache erkennen und b) erkennen, daß es sich nicht anders verhalten kann, daß es notwendig so ist, wie es ist.** Am Beispiel der Mondfinsternis sei dies erläutert: ihre bloße Beobachtung ist noch keine wissenschaftliche Leistung. Doch durch die Frage, wie so eine Mondfinsternis zustande kommt, begeben wir uns auf die Suche nach ihrer Ursache. Dann ist die Ableitung, warum sich der Mond verdunkelt, möglich. Es braucht allerdings allgemeine Axiome und Prinzipien, z.B. Feste beleuchtete Körper werfen Schatten → die Erde ist ein fester Körper → die Sonne wirft Licht auf die Erde → die Erde wirft Schatten → der Mond kann in den Erdschatten treten. Wissenschaft basiert auf Prinzipien, aus denen Erkenntnisse gefolgert (deduziert) werden. Diese Beweisform bezeichnet man als Syllogismus. Es geht um die **logische Schlußfolgerung aus sicheren Prinzipien.**

Folie: Wissenschaftliche Erkenntnis nach Aristoteles

Wie aber sind die ersten Prinzipien begründbar? Sie können nicht aus anderen Prinzipien abgeleitet werden. Nicht alle Sätze sind deduktiv beweisbar. Man käme nie an ein Ende, es wäre somit nichts begründbar, es gäbe dann keine Wissenschaft! Wir erkennen die obersten Prinzipien einer Wissenschaft aus Erfahrung, d.h. induktiv. Diese obersten Prinzipien bestehen aus Definitionen von Begriffen, im eigentlichen Sinn also aus Wesensbeschreibungen von Gegenständen.

2.3 Die Erkenntnis der Prinzipien - Intuition und Induktion

Die obersten Prinzipien einer Wissenschaft können nicht mehr bewiesen bzw. deduktiv abgeleitet werden. Sie werden entweder intuitiv erkannt (Logik) oder induktiv, d.h. durch Erfahrung, (Wesenserkenntnis) gewonnen.

Nach Aristoteles können die obersten Prinzipien nicht mehr deduziert werden. Man kann nicht für alle Sätze der Wissenschaft einen deduktiven Beweis führen. Dies würde in einem infiniten Regreß, in der Unendlichkeit der Beweise enden. Einige Prinzipien müssen also gewiß sein. Die Frage ist allerdings, wie man auf die obersten Prinzipien kommt, wie man sie erkennt. Darauf gibt es keine allgemein verbindliche Antwort. Versucht man dennoch, eine Antwort zu finden, muß man das Widerspruchsverbot beachten: „Etwas kann einem Ding nicht gleichzeitig zukommen und nicht zukommen.“ Dieses Prinzip ist im Satz vom ausgeschlossenen Dritten implizit enthalten: „Ein Satz ist entweder wahr oder falsch, doch nicht wahr und falsch zugleich.“ Es geht hier um **Prinzipien der Logik, die intuitiv erkannt werden.**

Oberste Prinzipien sind nach Aristoteles Wesensaussagen. Dies sei an folgendem Beispiel verdeutlicht: Warum haben Kühe Hörner? ... Weil sie nur wenige Zähne haben. ... Warum? ... Weil sie vier Mägen haben. ... Warum? ... Weil sie Wiederkäuer sind ... Warum? ... Warum? ... Weil es zum Wesen des Kuhseins gehört, Wiederkäuer zu sein. ... Aha!

Man endet bei einer Erklärung also bei der Wesensaussage. Aber woher wissen wir, wann „Ende“ ist? Wie erkennen wir das Wesen bestimmter Dinge. Aristoteles meint, daß man sie entweder intuitiv erkennt oder durch die Erfahrung induktiv gewinnt. Die Induktion geht so vor sich, daß wir die Umwelt in Einzelbetrachtungen wahrnehmen und feststellen, welche Eigenschaften bei mehreren Dingen auftauchen: wir **abstrahieren**. Dann läßt sich das Wesen des zu erkennenden Dings erschließen. Z.B. besitzt die Kuh die Eigenschaft, Wiederkäuer zu sein. Diese Eigenschaft kommt allen Kühen zu. Also gehört es zum Wesen des Kuhseins, Wiederkäuer zu sein. Aristoteles schlägt eine Kombination zwischen Induktion und Deduktion vor. Das Ergebnis ist das **„Induktiv-Deduktiv-Modell“**.

Folie: Induktion - Deduktion + Prinzipien - Explanandum

Die Wissenschaft ist nach Aristoteles eine Suche, die ihre Prinzipien anderen Wissenschaften entlehnt. Es gibt **übergeordnete und untergeordnete Wissenschaften**: die untergeordneten Wissenschaften entnehmen ihre obersten Prinzipien einer übergeordneten Wissenschaft, z.B. hängt die Harmonielehre in der Musik (= untergeordnete Wissenschaft) von der Mathematik (= übergeordnete Wissenschaft) ab. Die Metaphysik gilt Aristoteles als die höchste Wissenschaft, da sie das Sein als solches untersucht, den Grund des Seins. Aristoteles nennt diesen auch den „unbewegten Bewegter“.

Alles, was zufällig ist, kann nicht Gegenstand der Wissenschaft sein, wie z.B. die Geschichte, denn nur solche Dinge, die erkennbar notwendig sind, können erkannt werden. Aristoteles sieht also einen engen Zusammenhang zwischen der epistemischen und der ontologischen Wirklichkeit: sie entsprechen einander.

2.4 Das Ideal wissenschaftlicher Erkenntnis

Das aristotelische Ideal wissenschaftlicher Erkenntnis basiert auf der Idee begründeter bzw. gewisser Erkenntnis. Unter allen Wissenschaften entspricht die Geometrie in ihrer von Euklid axiomatisierten Form diesem Ideal am meisten.

Eine Wissenschaft im Sinne des Aristoteles zielt auf gewisse Erkenntnis ab. Dabei sind, wie wir gesehen haben, folgende Punkte wesentlich:

1. Wissenschaft besteht aus Axiomen.
2. Diese Prinzipien sind selber nicht ableitbar.
3. Die Prinzipien werden durch Induktion und Intuition gewonnen.
4. Die Wahrheit der Prinzipien leuchtet unmittelbar ein.
5. Die Prinzipien einer einzelnen Wissenschaft zielen auf die Wesenseigenschaft der von ihr untersuchten Dinge.
6. Die Erkenntnis des Wesens dient der Erklärung.

Die Wissenschaft, die dem Ideal des Aristoteles am nächsten kommt, ist die **Geometrie**. Die Mathematik war, im Vergleich zu den anderen Wissenschaften, im 3. Jh. weit entwickelt. Euklid war es, der die Geometrie als Wissenschaft mit axiomatischem System vervollständigte. Beispielsweise folgt der Satz des Pythagoras ($a^2 + b^2 = c^2$) notwendigerweise aus anderen Sätzen, von denen man im Beweisgang ausgeht. Diese Sätze sind einfach, jedoch nicht selbstevident. Selbstevident sind erst die Axiome der Geometrie, für die Euklid sorgte. Sein Konzept realisierte die Ideale des Aristoteles.

Folie: Die Axiome der Euklidischen Geometrie

3. Theologie als Wissenschaft - Historische Modelle

Die scholastische Theologie hat das Erkenntnis- bzw. Wissenschaftsideal auf unterschiedliche Weise aufgegriffen. In diesem Kapitel werden einige paradigmatische Ansätze vorgestellt.

3.1 Der intellectus fidei bei Anselm von Canterbury

Das Programm der fides quaerens intellectum des Anselm von Canterbury besteht darin, die grundlegenden Glaubenswahrheiten (Existenz, Dreifaltigkeit und Menschwerdung Gottes) vor dem Forum der philosophischen Vernunft als notwendigerweise wahr auszuweisen. Wenn dies gelänge, wäre die Theologie am aristotelischen Sinn eine Wissenschaft.

Anselm von Canterbury (1033-1109)

Der französische Mönch stand in augustinisch-platonischer Tradition. Seine wichtigsten Werke sind das „Monologion“, wo er die Existenz des dreifaltigen Gottes expliziert, das „Postlogion“, wo es um die Existenz Gottes und deren Beweis geht und die Schrift „Cur deus homo“, in der er nachweist, daß Menschwerdung Gottes und Erlösung der Menschen notwendig zusammenhängen.

Christen glauben, so stellt Anselm fest, aufgrund der Offenbarung und der Autorität Gottes. Die Frage ist allerdings, ob der christliche Glaube wirklich ausschließlich auf Autorität gegründet ist oder ob sich eine vernünftige Einsicht in den Glauben finden läßt. **Anselm meint, daß der Glaube auch vernünftig eingesehen werden kann.** Diese Meinung verfißt er im Programm des „fides quaerens intellectum“. Es gibt sogar einen „intellectus fidei“, der die Bedeutung der Glaubensinhalte verstehen und die Wahrheit der Glaubensinhalte beweisen will. (Intelligibilität und Rationalität). **Die Glaubensinhalte sind also nicht nur zum glauben da, sie können auch bewiesen werden.** Anselm konstatiert beispielsweise: „Die Vernunftgründe lehren, daß der höchste Gott durch sein Wort alles gemacht hat.“ (Monologion, 37) und „Der Gottmensch mußte aus einer Jungfrau geboren werden.“ (Cur deus homo, II, 8). Die menschliche Vernunft ist nach Anselm dafür geschaffen, Glaubenswahrheiten zu erklären und zu beweisen.

Wenn Anselms Programm durchführbar wäre, würden die Grundlagen der Theologie gesichert werden. Allerdings gibt es keine Umsetzung von Anselms Programm. Das **Problem besteht in der epistemischen Wirklichkeit.** Anselm behauptet, es sei notwendigerweise wahr, daß Gott Mensch wurde. Er macht es sich aber etwas zu einfach, denn dieser Satz steht offensichtlich im Gegensatz zur Freiheit Gottes! Wenn die Menschwerdung tatsächlich eine Tat aus freien Stücken war, wovon wir ausgehen, dann war sie kontingent. Wie oben bereits gesagt, kann mit kontingenten Sätzen jedoch keine Wissenschaft betrieben werden.

3.2 Die Wissenschaftlichkeit der Theologie bei Thomas von Aquin

Thomas von Aquin (Summa theologica I, q.1) versuchte, die Wissenschaftlichkeit im Kontext der aristotelischen Wissenschaftstheorie aufzuzeigen. Anders als Anselm betont Thomas, daß die übernatürlichen Glaubenswahrheiten nicht rational beweisbar sind. Die Funktion der aristotelischen Prinzipien nehmen bei Thomas die geöffneten Glaubensartikeln bzw. die scientia Dei et beatorum ein. Sie sind für uns nicht unmittelbar evident, so daß die Theologie bzw. sacra doctrina als eine scientia subalternata zu verstehen ist, die ihre Prinzipien einer „höheren“ Wissenschaft, nämlich der scientia Dei et beatorum, verdankt. Durch diese Konzeption erhält die Theologie ein „Grundgesetz rationaler Argumentation“, mit dessen Hilfe z.B. weitere theologische Aussagen gefolgert oder häretische Aussagen argumentativ widerlegt werden können.

Thomas von Aquin (1225-1274)

Für Thomas war das aristotelische Wissenschaftsverständnis prägend. In seinem Hauptwerk, der Summa theologica, äußert er sich auch über die Wissenschaftlichkeit der Theologie. Die entsprechende Questio lautet „Die heilige Lehre, wie sie beschaffen ist und womit sie sich befaßt“.

Im **ersten Artikel** geht es um die **Frage, ob man außer den philosophischen Disziplinen noch eine andere Lehre braucht**. Dagegen spricht, daß sich die Philosophie mit allem aus dem Bereich der Vernunft befaßt, also mit dem Seienden, also auch mit Gott. Dafür spricht, daß alle von Gott eingegebene Schrift nützlich zur Belehrung, Zurechtweisung etc. in der Gerechtigkeit ist (1 Tim 3,16). **Thomas bejaht schließlich seine These, weil das Heil der Menschen außer den philosophischen Wissenschaften, die im Bereich der menschlichen Vernunft bleiben, eine Lehre benötigt, die auf göttlicher Offenbarung beruht**. Theologie nun hat einen spezifischen Bereich, nämlich die Offenbarung. Also: Was die Vernunft der Menschen überzeugt, soll geglaubt werden; Theologie und Wissenschaft befassen sich auf unterschiedliche Weise mit Gott.

Im **zweiten Artikel** fragt Thomas: **Ist die heilige Lehre eine Wissenschaft?** Die Gegengründe liegen darin, daß sich Wissenschaft auf erkennbare Prinzipien gründet, Theologie jedoch auf Glaubensinhalte, die nicht allen einsichtig sind. Und von den Einzeldingen gibt es keine Wissenschaft. Dies sind typisch aristotelische Einwände. Dafür spricht, daß Augustinus von einer Wissenschaft geredet hat, unter die das fällt, was den Glauben zeugt, nährt, verteidigt und stärkt. Damit kann nur die Theologie gemeint sein. Die Antwort muß lauten: **Theologie ist eine Wissenschaft**. Es gibt zwar Wissenschaften, die durch den Verstand einsichtig sind (z.B. Arithmetik, Geometrie), doch es gibt auch Wissenschaften, deren Prinzipien erst durch eine höhere Wissenschaft einsichtig sind (z.B. die der Musik durch die Arithmetik). **Theologie nun ist eine untergeordnete Wissenschaft. Die übergeordnete Wissenschaft ist die Wissenschaft Gottes und der Seligen (scientia dei et beatorum)**. Wir kommen durch Gottes Offenbarung zu dieser höheren Wissenschaft. Also: Theologische Prinzipien werden auf eine übergeordnete Wissenschaft zurückgeführt; Einzeldinge sind in der Theologie nicht die Hauptsache. Sie dienen lediglich als Vorbilder oder als Erweis der Autorität.

Folien: 2 mal Thomas von Aquin

In der Argumentation des Thomas sind **Unterschiede zu Anselm von Canterbury** festzustellen: Laut Thomas können Glaubensartikel nicht bewiesen werden (fides und scientia schließen sich für dieselbe Person aus), laut Anselm schon. Trotzdem wird Theologie zur vernünftig argumentierenden Wissenschaft (Konklusionenwissenschaft), denn bestimmte theologische Sätze können nach Thomas bewiesen oder widerlegt werden. Man kann mit Ungläubigen oder Häretikern also rational argumentieren. Eine Wissenserweiterung ist auch im Hinblick auf die Theologie möglich und kann zu einer Einsicht größerer Art führen. Dies allerdings ist das Grundgesetz wissenschaftlichen Argumentierens. Deshalb arbeitet auch Theologie wissenschaftlich.

3.3 Das Problem der Gewißheit der theologischen Prinzipien

Als wissenschaftstheoretisch problematisch erweist sich vor allem die mangelnde Evidenz der theologischen Prinzipien. Sie sind weder intuitiv evident noch induktiv begründbar. Unter dieser Voraussetzung läßt sich der Wissenschaftsanspruch der Theologie im Kontext der aristotelischen Wissenschaftstheorie kaum überzeugend einlösen.

Anders als von Thomas dargestellt, kann sich die Theologie nicht über die übergeordnete Wissenschaft Gewißheit verschaffen, denn diese ist nur durch Offenbarung zugänglich. **Hat die Theologie einen höheren Rang als die anderen Wissenschaften?** Nach der von Thomas „verchristlichten“ aristotelischen Lehre scheint sie dies zu beanspruchen. Der Rang einer Wissenschaft mißt sich nach der Sicherheit bzw. Gewißheit ihrer Prinzipien. Doch die theologischen Prinzipien werden in Frage gestellt, kann ihr also ein höherer Rang nicht zukommen?

Im Mittelalter wurden die anderen Wissenschaften aber sogar als „Mägde“ der Theologie gedeutet, denn man machte den Rang abhängig vom Gegenstand. Fraglos kam dann der Theologie die höchste Stellung zu. Außerdem schöpfen die anderen Wissenschaften ihre Gewißheit aus natürlicher Vernunft, wo ja bekanntlich Irrtum möglich ist. Die Gewißheit kann also gar nicht so groß sein. **Die Theologie hingegen schöpft ihre Gewißheit aus dem Licht göttlicher Weisheit, was die größere Gewißheit darstellt!**

Wie kommt es aber dann zu den Zweifeln an den Prinzipien der Theologie? Es kann sein, daß etwas an sich einen höheren Grad an Gewißheit besitzt als der Mensch empfindet. Es ist menschlich, an der menschlichen Gewißheit zu zweifeln. Die Gewißheit betrifft immer Einstellungen des Subjekts zu einer Überzeugung, ist sozusagen Ansichtssache. Unter diesen Bedingungen sind Thomas' Thesen von der Wissenschaftlichkeit der Theologie haltlos.

3.4 Wilhelm von Ockham und das Ende der Synthese

Unter Hinweis auf die mangelnde Evidenz der theologischen Prinzipien lehnt Wilhelm von Ockham die Wissenschaftlichkeit der Theologie ab. Diese Ablehnung war

im Kontext des aristotelischen Wissenschaftsideals wohl konsequenter als die Position Thomas von Aquins. Sie war allerdings nicht theologiekritisch motiviert, weil der Glaube dem Wissen prinzipiell übergeordnet blieb.

Im 13. Jh. wuchsen die Spannungen zwischen heidnischen Autoren und der Kirche. Man befürchtete christlicherseits, daß der Aristotelesismus das Christentum bedrohen könnte, da einige Aussagen sich zu widersprechen schienen, z.B. die Theorie einer Welt ohne Anfang und Ende, die gegen die Idee der Schöpfung steht. Wegen der Methodik und der Anwendung des verfügbaren Instrumentariums (z.B. theologiekritischer Äußerungen) gab es Spannungen zwischen den Fakultäten **1277** in Paris. Der **Pariser Bischof griff ein und verbot die Theologie in Bezug auf Aristoteles**. Die Argumente waren, daß das, was häretisch ist, nicht diskutiert werden muß. Nichts darf man glauben, was nicht evident ist oder an Evidentem entwickelt wurde. So lautete jedenfalls das philosophische Selbstverständnis. Die Theologie des 14./15. Jh. steht noch immer unter dem Eindruck der Verbote von 1277.

Wilhelm von Ockham (1230-1343)

Ockham unterscheidet zwischen Theologie an sich und der Theologie, wie wir sie treiben. **Er kommt zu dem Schluß, daß unsere Theologie nicht die Anforderungen einer Wissenschaft erfüllt, denn wissenschaftliche Erkenntnis müsse in evidenten Prinzipien gegründet sein** und in dem, was aus diesen Prinzipien hervorgeht. Es zeigt sich, daß Ockham konsequenter auf der Basis der aristotelischen Wissenschaft denkt. Er will den Status der Theologie nicht abwerten, aber doch den Glauben als Bereich jenseits des menschlich Evidenten aufwerten! Eine Konfliktvermeidung zwischen Philosophie und Theologie kann es nur geben durch die klare Trennung der Zuständigkeitsbereiche. Vernunft, so Ockham, ist in der Theologie nicht zuständig.

Kennzeichnend für Ockhams Theologie ist die starke Betonung der Freiheit Gottes. Wenn die Beziehung Gottes zur Welt notwendig wäre, könnte Gott nicht frei sein. Wenn die Schöpfung kontingent ist, muß das Wissen darüber ebenfalls kontingent sein.

4. Die Krise des klassischen Wissenschaftsideals

In diesem Kapitel wird die neuzeitliche Weiterentwicklung der Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie skizziert. Im Verlauf dieser Entwicklung geriet das klassische Erkenntnisideal in eine Krise, auf die neuere wissenschaftstheoretische Ansätze reagieren.

Aristoteles war davon ausgegangen, daß wissenschaftliche Erkenntnis beweisbar ist. Thomas hat den Versuch unternommen, die Theologie entsprechend der aristotelischen Vorgaben zur Wissenschaft zu etablieren. Keiner hält diesen Versuch allerdings für gescheitert.

Bei der neuzeitlichen Formulierung des Wissenschaftsideals wurde immer wieder versucht, das aristotelische Ideal zu verwirklichen. Man setzte sich zum Ziel, den archimedischen Punkt zu finden, also einen festen, sicheren Punkt, von dem aus man Wissenschaft konstruieren kann. Die Suche nach diesem Punkt hat inzwischen zwei Strömungen hervorgebracht: Den Rationalismus oder Intellektualismus und den Empirismus.

4.1 Rationalismus und Empirismus

Die wichtigsten Strömungen der neuzeitlichen Erkenntnistheorie lassen sich entweder dem Rationalismus bzw. Intellektualismus (Descartes) oder dem Empirismus (F. Bacon) zuordnen. Der Rationalismus versucht, das System der Wissenschaft primär auf der Basis intuitiver bzw. unmittelbar evidenter Erkenntnisse zu errichten ("cogito ergo sum"). Im Empirismus bilden Sinneswahrnehmungen die Basis gesicherten Wissens. Beide Strömungen suchen nach absolut sicheren Grundlagen der Erkenntnis, und beide verstricken sich in unlösbare Probleme, die bereits in der antiken Skepsis auftauchten und in der Neuzeit zu einer Krise des klassischen Wissenschaftsideals führten.

Beim Empirismus endet die Suche nach dem archimedischen Punkt bei den Sinneserfahrungen, beim Rationalismus bei Vernunftwahrheiten und der Logik.

4.1.1 Das rationalistische Programm

Am bedeutendsten für diese Strömung war in der Neuzeit René Descartes der, so Kreiner, den Beginn der Neuzeit markiert.

In der Antike argumentierten die sog. **Skeptiker**, allen voran der Philosoph Pyrrhon, daß es zu jeder Meinung eine Gegenmeinung gäbe und daß es mangels Wahrheitskriterium nicht möglich sei, eine Meinung zu beweisen. Daher solle man sich der Suche nach der Wahrheit und des Urteilens enthalten. Durch die Urteilsenthaltung träte die *αταραξία* ein, die Seelenruhe.

Diese Skepsis ist während des Mittelalters allerdings in Vergessenheit geraten. Zum Beginn der Neuzeit werden die antiken Quellen jedoch wiederentdeckt.

René Descartes (1596-1650)

Descartes knüpft an die Skeptiker an, ist aber selbst keiner im antiken Sinn. **Er setzt den Zweifel methodisch ein zu einem bestimmten Ziel, nämlich um der Frage auf die Spur zu kommen, ob es eine unbezweifelbare Grundlage unserer Existenz gibt.** Er übt den Zweifel also nicht um seiner selbst willen: „Nicht daß ich deshalb die Skeptiker nachgeahmt hätte, die nur zweifeln, um zu zweifeln, und immer unentschieden sein wollen, denn meine Absicht war im Gegenteil darauf gerichtet, mir Sicherheit zu verschaffen und den schwankenden Boden und Sand beiseite zu werfen, um Gestein oder Schiefer zu finden.“ (Discours, Stuttgart 1998, S. 28).

Descartes Gedankengang zeigt sich wie folgt:

„So wollte ich, weil unsere *Sinne* uns bisweilen täuschen, annehmen, daß kein Ding so wäre, wie die Sinne es uns vorstellen lassen; und weil sich manche Leute in ihren *Urteilen* selbst bei den einfachsten Materien der Geometrie täuschen und Fehlschlüsse machen, so verwarf ich, weil ich meinte, dem Irrtum so gut wie jeder andere unterworfen zu sein, alle Gründe als falsch, die ich vorher zu meinen Beweisen genommen hatte; endlich, wie ich bedachte, daß alle Gedanken, die wir im Wachen haben, uns auch im *Schlaf* kommen können, ohne daß dann einer davon wahr sei, so machte ich mir absichtlich die erdichtete Vorstellung, daß alle Dinge, die jemals in meinen Geist gekommen, nicht wahrer seien als die Trugbilder meiner Träume. Als bald aber machte ich die Beobachtung, daß, während ich so denken wollte, alles sei falsch, doch notwendig *ich*, der das dachte, irgend etwas sein müsse, und da ich bemerkte, daß diese Wahrheit ‚*ich denke, also bin ich*‘ (je pense, donc je suis; Ego cogito, ergo sum, sive existo) so fest und sicher wäre, daß auch

die überspanntesten Annahmen der Skeptiker sie nicht zu erschüttern vermöchten, so konnte ich sie meinem Dafürhalten nach als das erste Prinzip der Philosophie, die ich suchte, annehmen.“ (Discours, Stuttgart 1998, S. 31)

Sinneswahrnehmungen können nach Descartes immer bezweifelt werden. Auch mathematische Operationen beinhalten die Möglichkeit des Irrtums. Zeitweise zieht Descartes sogar die Möglichkeit in Betracht, daß es einen bösen Geist gibt, der die Welt mit scheinbaren Wahrheiten vortäuscht. **Doch dann kommt er durch die Methode des Zweifels zur unanzweifelbaren Grundlage des Wissens: wenn ich zweifle, dann bin ich. Und Zweifeln ist eine Form des Denkens. Descartes will nicht nur ein erstes Prinzip feststellen, er will auch die Wissenschaft begründen.** Das Kriterium für Wahrheit lautet bei ihm: alles, was klar und deutlich (clare et distincte) eingesehen wird, ist wahr.

Eine weitere Voraussetzung für die Sicherheit der Wahrheit ist die Existenz Gottes, die er daraufhin beweist.

„Da ich nun weiter bedachte, daß ich zweifelte und also mein Wesen nicht ganz vollkommen wäre, denn ich sah klar, daß es vollkommener sei, zu erkennen als zu zweifeln, so verfiel ich auf die Untersuchung, woher mir der Gedanke an ein vollkommeneres Wesen als ich selbst gekommen, und ich sah ohne weiteres ein, daß er von einem Wesen herrühren müsse, das in der Tat vollkommener sei. (...) Daß das vollkommenste Wesen Folge und Zubehör des weniger vollkommenen sein sollte, ist kein geringerer Widerspruch, als daß aus nichts etwas hervorgehe. Darum konnte ich jene Idee auch nicht für ein Geschöpf meiner selbst halten. Und so blieb nur übrig, daß sie in mich gesetzt war durch ein in Wahrheit vollkommeneres Wesen als ich, welches alle Vollkommenheiten, von denen ich eine Idee haben konnte, in sich enthielt, das heißt, um es mit einem Worte zu sagen, durch Gott.“ (Discours, Stuttgart 1998, S. 33)

In einem zweiten Beweisgang untermauert er noch einmal Gottes logische Existenz:

„Denn ich sah zum Beispiel wohl, daß, ein Dreieck angenommen, seine drei Winkel zwei rechten gleich sein mußten, aber ich sah darum noch keinen Beweis, daß es in der Welt ein Dreieck gäbe, während ich bei der Idee eines vollkommenen Wesens, auf deren Prüfung ich wieder zurückkam, fand, daß in dieser Idee die Existenz ganz ebenso liegt wie in der Idee eines Dreiecks, daß seine drei Winkel gleich zwei rechten sind (...) Folglich ist der Satz, daß Gott als dieses so vollkommene Wesen ist oder existiert, mindestens ebenso sicher, wie ein geometrischer Beweis es nur irgend sein kann.“ (Discours, Stuttgart 1998, S. 35)

Da die Existenz der Außenwelt durch von Gott gegebene Sinne vermittelt wird, kann es sich bei ihr nicht um eine Täuschung handeln. Gott ist, so glaubt Descartes, ist kein Täuscher Gott. Er kann deshalb den Menschen einteilen in eine res extensa (Körper) und eine res cogitans (Geist). Beides, so wurde über die Methode des Zweifels bewiesen, existiert.

4.1.2 Das empiristische Programm

Francis Bacon (1536-1626)

Bacon gilt als Vertreter der empiristischen Strömung. Mit seinem „Novum Organon“ versucht er gewissermaßen eine Reform des aristotelischen Wissenschaftsideals. Die Bemerkung, vieles gelte als wissenschaftlich, das nicht rechtens ist, scheint sogar polemisch gegen Aristoteles gerichtet zu sein. **Er macht ihm den Vorwurf der falschen Methode, was zu Irrtümern geführt habe. Bacon vertritt die Grundüberzeugung, daß die Sinneswahrnehmung das Einzige ist, was uns einen sicheren Zugang zu wahrer Erkenntnis liefert.** Die „Antizipationen des Geistes“ hingegen, die Vorurteile, Gewohnheiten und vorschnelle Urteile hervorbringen, verzerrten unsere Sinneswahrnehmungen. Diese Mängel will Bacon beheben, damit die Erfahrung endlich sichere Erkenntnis liefern kann. Seine Methode ist die der Induktion. Er hatte zwar keine Abneigung gegen die Deduktion, aber er fordert, daß die Prämissen der Deduktion empirisch induktiv bewiesen werden.

4.2 Die Krise des klassischen Wissenschaftsideals

Im Empirismus spielt die Induktion, d.h. der Schluß von Einzelbeobachtungen auf allgemeine Aussagen, eine zentrale Rolle. Die Kritik von David Hume zeigte, daß dieser Schluß zu keiner gesicherten Erkenntnis führen kann, weil Einzelbeobachtungen die Wahrheit universaler Aussagen nicht garantieren können. – Im Rationalismus wurde versucht, sichere Erkenntnis a priori zu gewinnen, d.h. ohne Rekurs auf Erfahrung. Als apriorische Wissenschaft par excellence galt dabei die euklidische Geometrie. Die Entwicklung nicht-euklidischer Geometrien hat jedoch gezeigt, (1) daß die "reine" Geometrie nur analytische Aussagen liefert, die aufgrund der verwendeten Begriffe wahr sind, und (2) daß die "angewandte" Geometrie zwar synthetische, aber nur hypothetische Aussagen über die Beschaffenheit des Raums liefert.

Innerhalb des Empirismus ist die Krise des klassischen Wissenschaftsideals zutage getreten. Seit Kant gibt es ein Bewertungsschema, in das nun kurz eingefügt werden soll. **Kant unterscheidet bei den Quellen der Erkenntnis zwischen a priori und a posteriori.** Die Erkenntnisse a priori sind evident, die Erkenntnisse a posteriori stammen aus der Erfahrung. **Im Hinblick auf den Typus der Aussage gibt es einerseits analytische, andererseits synthetische Aussagen.** Dabei heißt analytisch, daß die Aussage aufgrund der Bedeutung ihrer Worte als wahr oder falsch zu erkennen ist, z.B. „Alle Junggesellen sind unverheiratet.“ Synthetisch meint das Gegenteil, daß nämlich die Aussage nicht aufgrund der Bedeutung ihrer Worte als wahr oder falsch qualifiziert werden kann, z.B. „Junggesellen sind unglücklicher als andere Menschen.“

Empiristen (E) und Rationalisten (R) füllen das Schema folgendermaßen aus:

Quelle \ Typus	a priori	a posteriori
analytisch	R+E 👍	R+E 👎
synthetisch	R 👍	R+E 👍
	E 👎	

Für die Empiristen liegt der Ausgangspunkt in Aussagen, die synthetisch und aposteriorisch sind, für Rationalisten hingegen in Aussagen, die synthetisch und apriorisch sind. Solche Aussagen gibt es für die Empiristen aber nicht, denn für sie können synthetische Erkenntnisse immer erst durch Erfahrung gewonnen werden. An dieser Stelle gehen die Meinungen zwischen Empiristen und Rationalisten auseinander. Ansonsten sind sich beide Vertreter einig, daß es analytisch-apriorisch und synthetisch-aposteriorische Aussagen gibt und analytisch-aposteriorische nicht (denn analytische Aussagen sind aus sich heraus evident, ohne daß man auf Erfahrung zurückgreifen muß). Die Frage ist also, ob es synthetische Erkenntnis a priori gibt.

Folie mit dem obigen Schema + Probleme des Empirismus

4.2.1 Probleme des Empirismus

Die Probleme des Empirismus entsprechen den Problemen der Induktion. **Eine klassische Kritik des Induktionsproblems hat David Hume vorgenommen.** Aus der Tatsache nämlich, daß alle bisher betrachteten Lebewesen sterblich sind, folge nicht zwingend, daß das auch in Zukunft so sein wird. Die Anzahl der Beobachtungen bleibt immer begrenzt und beweist keine Universalaussagen.

4.2.2 Probleme des Rationalismus

Auf die Kritik Humes bietet **Immanuel Kant** eine Lösung. Die Wahrheiten der Mathematik sind ihm zufolge gewiß, so wie die grundlegenden Gesetze der Physik (denn Newton konnte nicht widerlegt werden). Wir kennen also Mathematik und Physik. Deren Sätze sind synthetisch. Sie sind entweder apriorisch oder aposteriorisch. Aus der Erfahrung können wir allerdings nicht sicher wissen, ob die Sätze wahr sind (denn in der Zukunft ist Veränderung grundsätzlich möglich). Daher müssen wir die Sätze a priori beweisen. **Nach Kant liegen die Sätze schon im menschlichen Verstand, welcher deshalb die Gesetze nicht aus der Natur zu schöpfen braucht, sondern sie ihr sogar gewissermaßen vorschreibt!**

Die Axiome der Geometrie sind nach Kant unmittelbar evident und somit apriorisch. Das Problem ist allerdings, ob uns die Geometrie auch Aufschluß über unsere Begriffe oder über unsere Wirklichkeit gibt. Man muß klären, ob die Geometrie synthetisch oder analytisch ist. **Das 10. Axiom des Euklid wurde in der Geschichte der Geometrie nie in Frage gestellt.** Euklid hatte behauptet, daß, wenn 2 Geraden durch eine 3. Linie gekreuzt werden, und beide Gekreuzten im 90°-Winkel zur Kreuzenden stehen, daß es sich dann um 2 Parallelen handelt. Dies wurde nicht in Frage gestellt. Aber ist es auch selbstevident? Oder kann man das Parallelaxiom nicht durch andere Axiome beweisen? Ohne Erfolg hatte man es mit den anderen neun Axiomen versucht, aber es ist nicht selbstevident und nicht durch andere beweisbar.

Man zweifelte immer nur daran, daß es zu beweisen ist bzw. ob es evident ist wie die 9 anderen Axiome. Ein Mathematiker namens **Bolyoi** versuchte im 19. Jh. vergeblich, das 10. Axiom zu beweisen. Sein Sohn entwickelte aber bei der Fortsetzung des Versuchs eine neue, nicht-euklidische Geometrie! Durch die Annahme von einem Punkt und einer Geraden folgerte er, daß es mehrere parallele Geraden gibt. Er wollte aus einer kontrainduktiven Annahme einen Widerspruch erwirken, um das Parallelaxiom zu beweisen. Aber es klappte nicht. Es war für ihn kein Beweis auffindbar.

Eine Alternative zur Geometrie des Euklid war z.B. die Hyperbolische Geometrie. Die Winkelsumme eines Dreiecks ist hier größer als 180° . Daneben wurde noch eine andere Geometrie entwickelt, die Niemann'sche (elliptische) Geometrie. Es gibt also drei verschiedene geometrische Beschreibungen über den Raum! Auch Einsteins Relativitätstheorie setzt einen gekrümmten, nicht-euklidischen Raum voraus. Nach ihm sind die Gesetze der Geometrie nicht sicher, sofern sie sich auf die Realität des Raumes beziehen und sofern sie sicher sind, beziehen sie sich nicht auf die Realität.

Wir können aus diesen Entwicklungen und Beobachtungen folgern, daß das klassische Erkenntnisideal nicht nur in einer Krise steckt, sondern daß es gescheitert ist!

Folien: 10. Axiom + Euklidische Geometrie + Einstein

5. Wissenschaftstheoretische Ansätze

Da das Ideal des archimedischen Punkts gescheitert ist, muß man nach neuen Ansätzen suchen. Ein paar seien folgend in Auswahl umrissen.

5.1 Der Kritische Rationalismus

Nach dem Kritischen Rationalismus (K. Popper) ist jede Erkenntnis – außerhalb von Logik und Mathematik – hypothetischer Natur, d.h. "Vermutungswissen". Wissenschaftliche Hypothesen werden zur Lösung von Problemen entwickelt. Sie können nicht definitiv bewiesen werden (vgl. 4.2), gelten aber als bewährt, solange sie nicht widerlegt bzw. falsifiziert sind. Der Erkenntnisprozeß von "Versuch und Irrtum" verläuft nach folgendem Schema: $P_1 \rightarrow VT_1 \rightarrow FE \rightarrow P_2 \rightarrow VT_2 \rightarrow FE \dots$ (P =Problemstellung; VT =vorläufige Theorie; FE =Fehlerelimination).

Karl Popper (1902-1994) war es, der die Schule des Kritischen Rationalismus ins Leben rief, die auch weiterhin seine Grundsätze vertritt.

5.1.1 Der hypothetische Charakter aller Erkenntnis

Die Kerngedanken des Kritischen Rationalismus lassen sich in zwei Thesen zusammenfassen. Die **1. These** lautet: **Es gibt keine letzten sicheren Grundlagen für unsere Erkenntnis.** Das aristotelische Erkenntnisideal ist gescheitert. Jede Erkenntnis ist Vermutungswissen und somit **hypothetisch**, die einzige Ausnahme bildet die Mathematik. Unsere Suche nach Wahrheit ist wie das Besteigen eines Berges, dessen Gipfel in Nebel gehüllt ist. Deshalb wissen wir nie, ob wir den Gipfel erreicht haben - oder nur einen „Vorgipfel“. Ob wir die letzte Wahrheit erkannt haben, läßt sich nicht erkennen! In der **2. These** wird das Scheitern des klassischen Erkenntnisideals noch einmal herausgestellt. Die Folge davon scheinen Irrationalismus und Relativismus sein zu müssen. **Der Kritische Rationalismus geht jedoch davon aus, daß es rationale Regeln gibt.** Er beansprucht für sich - dies ist sein Kern - ein Regelwerk in Abgrenzung zu unwissenschaftlichen Methoden (Logik der Forschung).

Folie: Karl Popper

5.1.2 Versuch und Irrtum („trial an error“)

Die Methode des Kritischen Rationalismus ist die **Wahrheitssuche durch Fehlerelimination**, kurz: „trial and error“. Wenn wir mit einem Problem (P1) konfrontiert sind, dann suchen wir eine vorläufige Theorie (VT), die kritisch geprüft werden muß (da man davon ausgeht, daß sich Wissen nie verifizieren läßt). Danach folgt die Fehlerelimination (FE), die für gewöhnlich, sobald die erste, nicht zur Theorie passende Beobachtung auftaucht, zu einem neuen Problem führt (P2). Dies läßt sich beliebig weiterführen.

Popper hält die Induktion für gescheitert bzw. für verkehrt. Die darauf aufbauenden Theorien entstammten der Phantasie und der Kreativität, was die Psychologie der Forschung bestätige. Sein Konzept des „trial and error“ beschreibt dies. Aus Beobachtungen deduzieren wir Theorien, dies sind die sog. Basissätze. Wenn unsere Theorien kühn sind, dann sind sie widerlegbar; wenn wir nun kritisch damit umgehen, versuchen wir herauszufinden, ob sie stimmen. Wenn man bei der Fehlerelimination auf eine Anomalie stößt, taucht ein zweites Problem auf usw. Die absolute Wahrheit ist also nicht auffindbar! Der Prozeß der wissenschaftlichen Erkenntnis wird nach Popper immer so weitergehen! Wenn wir Glück haben, bringt uns dieser Prozeß der Wahrheit etwas näher, doch ob wir sie jetzt „haben“ oder nicht, wissen wir niemals. Solange sich aber Theorien bewähren (die nicht Wahrheit sind), dann ist es klug, an ihnen festzuhalten.

Rationalität ist im Kritischen Rationalismus eher identisch mit dem kritischen Hinterfragen von scheinbar absoluten, wissenschaftlichen Theorien. Beispielsweise werden Psychoanalyse, Marxismus u.a. immer wieder bestätigt, weil sie im Nachhinein Theorien über das Geschehene liefern können. Popper meint aber, daß es nicht gut für eine Wissenschaft sei, immer Recht zu haben... Es entspricht einer Wissenschaft angeben zu können, unter welchen Bedingungen eine Theorie falsch ist. Wenn der „Test“ bestanden wurde, dann ist die Theorie lediglich bewährt, aber nicht wahr. Newtons Theorie der Mechanik galt beispielsweise als unwiderlegbar. Sie war die Voraussetzung für Keplers Theorie der Planetenbewegungen und Galileis Fallgesetze. Sie erklärte, daß die Erde nicht kugelförmig ist, sie sagte die Wiederkehr des Kometen voraus. Kurz: sie war unangegriffen, auch noch für Kant und bis in unser Jahrhundert hinein. **Es schien eine „Erfolgsstory“ der Newton’schen Mechanik zu sein, bis man bei der Fehlerelimination auf Anomalien stieß...**

Die erste Anomalie waren Abweichungen in der Umlaufbahn des Planeten Uranus, die nicht in die Berechnungen paßten, die aufgrund der Newton’schen Gesetze ange stellt wurden. Man ging nicht davon aus, daß die Newton’schen Gesetze falsch waren. Die Wissenschaftler postulierten statt dessen einen bislang unentdeckten Planeten, dessen Gravitation für die veränderte Umlaufbahn verantwortlich ist. Dann, 1846, also 120 Jahre nach Newtons Tod, wurde dieser postulierte Planet tatsächlich entdeckt! Die „Moral von der Geschichte“ ist: man muß Theorien auch dann eine Chance geben, wenn sie falsch ausschauen.

Die zweite Anomalie tauchte in Zusammenhang mit der Umlaufbahn des Merkur auf. Sie elliptisch, weshalb der sonnennächste Punkt sich veränderte. Dies paßte wieder nicht zu den Newton’schen Gesetzen. Man postulierte also abermals einen neuen Planeten. Dieser Planet wurde bislang noch nicht entdeckt...

Es ist möglich, daß es diesen postulierten Planeten gar nicht gibt.

Albert Einstein formulierte eine alternative Gravitationstheorie, die allgemeine Relativitätstheorie, die sich von der Newton'schen grundlegend unterscheidet. Im Sinne des Kritischen Rationalismus ist dies ein wissenschaftliches Vorgehen: die alte Theorie durch eine neue ersetzen.

Die Relativitätstheorie besagte nun, dass die Lichtstrahlen in der Nähe der Sonne aufgrund der Sonne abgelenkt werden. Bei Einstein gab es eine doppelte Abweichung wie bei Newton. 1919 gab es mit Hilfe der Sonnenfinsternis den Versuch, dieses zu beobachten. Ergebnis: Die Prognose Einsteins wurde bestätigt. Die Relativitätstheorie erwies sich damit als sicher. Die Relativitätstheorie hat sich damit bewährt.

5.2 Der wissenschaftstheoretische Holismus (Quine-Duhem-These)

Nach dem wissenschaftstheoretischen Holismus (Quine-Duhem-These) bilden unsere Überzeugungen ein zusammenhängendes Ganzes bzw. ein "Netz" oder "Kraftfeld", das nur an seiner Peripherie die Erfahrung berührt, davon aber prinzipiell unterdeterminiert bleibt. Aus diesem Grund ist bei Konflikten durch Erfahrungssätze stets das gesamte "Kraftfeld" betroffen, so daß nicht eindeutig feststeht, an welcher Stelle Korrekturen bzw. Falsifikationen vorzunehmen sind.

Der wissenschaftstheoretische Holismus besagt, daß unsere Überzeugungen eine Art Netz bilden, untereinander also vernetzt sind. Dieses Netz entspricht einem Kraftfeld. **Unsere Überzeugungen treten nicht einzeln der Wirklichkeit gegenüber, sondern immer im Gesamt des Kraftfeldes.** Auf dem Prüfstand steht also immer das gesamte Netz der Überzeugungen! Wenn in den Beobachtungen Widersprüchlichkeiten auftauchen, muß das Netz irgendwie irgendwo modifiziert werden. Es ist aber nicht klar, wo und wie diese Anpassung passieren muß. Quine meint nun, das gesamte Feld sei durch die Erfahrung immer unterbestimmt (unterdeterminiert) sei. Wenn ein Problem auftaucht, ist nicht die ganze These zu verwerfen (wie bei Popper), sondern es besteht eine große Freiheit, entsprechende Konsequenzen zu ziehen. Z.B. kann ich, wenn ich einen schwarzen Schwan sehe, meinen, es sei eine Halluzination, ich kann den Satz vom ausgeschlossenen Dritten modifizieren usw. Quine meint: **„Jede beliebige Aussage kann als wahr aufrecht erhalten werden, wenn wir nur anderweitig in unserem System drastische Anpassungen vornehmen.“** Jedoch ist keine Anpassung unrevidierbar. Es gibt eine natürliche Neigung, das Gesamtsystem so wenig wie möglich zu stören. Die ist die Neigung, möglichst ökonomisch zu verfahren. Die Einfachheit des Systems soll maximiert, die Veränderungen hingegen minimiert werden.

Folie: Quine-Duhem-These

Sowohl für Popper als auch für Quine ist Wissenschaft grundsätzlich fehl- und damit veränderbar. Für Quine ist die Falsifikation allerdings komplizierter und schwerer als für Popper, der die Fehler einfach ausmerzt. Die Erfahrung drängt uns kein bestimmtes Schema auf. Wissenschaft dient zur möglichst erfolgreichen Vorhersage häufiger Erfahrungen. Erkennen zielt primär darauf, ein Begriffsschema zu entwickeln, das eine erfolgreiche Aussage erlaubt.

Folie: Thomas S. Kuhn

5.3 Der wissenschaftstheoretische Historismus

Nach dem wissenschaftstheoretischen Historismus (T.S. Kuhn) läßt sich der wissenschaftliche Erkenntnisprozeß nicht rational rekonstruieren. Wissenschaftsgeschichtliche Revolutionen sind Paradigmenwechsel, wobei sich neue Paradigmen im Wesentlichen aufgrund soziologischer und psychologischer Faktoren durchsetzen. Verschiedene Paradigmen lassen sich aufgrund ihrer Inkommensurabilität nicht im Hinblick auf ihre Wahrheitsnähe vergleichen.

Aus der Kritik am Rationalismus, an Popper und fast allen anderen neuen Ansätzen etablierte sich durch Thomas S. Kuhns Werk „Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen“ von 1962 ein wissenschaftstheoretischer Historismus.

Kuhn zufolge gibt es zwei Phasen wissenschaftlichen Verfahrens. (1) eine normale und (2) eine revolutionäre Phase. **Die normale Wissenschaftsphase findet innerhalb eines Paradigmas statt. Paradigma wird hier verstanden als ein allgemeiner Rahmen von Ansichten und Annahmen, die eine Gruppe von Wissenschaftlern teilen in einer bestimmten Epoche.** Was zum Wechsel des Paradigmas führt, kann nach Kuhn nicht feststehen, es gibt keine Falsifikation. Der Übergang ist nicht linear, er vollzieht sich vielmehr in einem „Gestaltwandel“, d.h. die Welt erscheint plötzlich in einem anderen Licht. Kuhn geht davon aus, daß sich alte Theorien nicht mit neuen vergleichen lassen (Inkommensurabilität). Beim „Gestaltwandel“ spielen psychologische und soziologische Erwägungen eine größere Rolle als logische. **Ein Paradigmenwechsel ist kein rational rekonstruierbarer Prozess. Den Übergang bildet eher eine Revolution.** Man kommt von einer Welt in die andere. Häufig sind beide Paradigmen nicht miteinander vereinbar. Die Wissenschaftler konvertieren gleichsam zum neueren Paradigma.

Es kommt nicht unbedingt zum neuen Paradigma, weil es etwa ein besseres oder höheres Erklärungspotential enthält, sondern weil die Anhänger des alten Paradigmas ausgestorben sind (M. Planck). Die Gründe für die Konversion hängen mit der Persönlichkeit der Wissenschaftler zusammen, teilweise auch innerhalb der Wissenschaftlergemeinschaft. Wissenschaftsinterne Gründe spielen nur eine untergeordnete Rolle. Nicht etwa die Logik, Kritik, Prüfung etc. sind ausschlaggebend, was zur Folge hat, daß der Ansatz anders ist als wie er z.B. von Popper beschrieben wird. Für Kuhn ist Poppers These eine Ideologie, denn dieser glaubte noch an die wissenschaftliche Annäherung an die Wahrheit. Kuhn hingegen meint, ein Paradigmenwechsel führe die Wissenschaft nicht unbedingt näher an die Wahrheit. Er erweist sich damit als Relativist.

Aber auch gegenüber Kuhn wurden Vorwürfe laut: Er sei ein Irrationalist und würde den rationalen Charakter der Wissenschaft zerstören, er hebe außerdem den Unterschied zwischen Wissenschaft und Theologie auf.

5.4 Der wissenschaftstheoretische Relativismus

In die gleiche Richtung zielt der wissenschaftstheoretische Relativismus (P. Feyerabend). Danach stellt die Wissenschaft nur eine Erkenntnisbemühung neben anderen dar. Ein höherer Erkenntniswert läßt sich für die Wissenschaften nicht nachweisen. Die von Wissenschaftstheoretikern entwickelten Kriterien und Normen sind irrelevant, teilweise sogar kontraproduktiv.

Der wissenschaftstheoretische Relativismus verdankt sich **Paul Feyerabend (1921-1994)**. Er gilt als „wissenschaftstheoretischer Anarchist“, denn er attackierte die gesamte Wissenschaftstheorie. **Er ging vor allem gegen ihren normativen Anspruch vor, aber auch gegen den gesellschaftlichen Stellenwert der Wissenschaft.** Den normativen Anspruch der Wissenschaftstheorie lehnt er ab mit der Begründung, Wissenschaftler wie Popper seien Philosophen und keine wirklichen Wissenschaftler, weil sie nur gesagt hätten, wie Wissenschaft funktioniert. Bei den Wissenschaftstheoretikern, in Wirklichkeit wissenschaftliche Laien, herrsche ein Mangel an wissenschaftlichem Talent. **Die Normen und Regeln der Wissenschaftstheorie würden von Wissenschaftlern eh nicht eingehalten (z.B. Galilei), und das sei auch gut so,** denn ohne Übertretung der wissenschaftlichen Regeln gäbe es keinen wirklichen Fortschritt. **Gegen die gesellschaftliche Vorrangstellung der Wissenschaften ist Feyerabend, weil er die Naturwissenschaften für eine kulturelle Tradition neben anderen hält, die nicht besser ist als die anderen.** Es gäbe keinen klar definierten Unterschied zwischen Naturwissenschaften und anderen kulturellen Traditionen, wie z.B. Mythen.

Er fordert „Erkenntnis für freie Menschen“ (Frankfurt/M. 1979) und wendet sich „Wider den „Methodenzwang“ (Frankfurt/M. 1997). Alle kulturellen Traditionen sollen die gleichen Rechte und den gleichen Zugang zu den Machtzentren haben. Die Wissenschaften, so der Vorwurf, hätten nicht aufgrund ihrer Verdienste gesiegt. Er fordert den freien Wettbewerb für alle kulturellen Traditionen.

Folie: Paul Feyerabend + Versuch einer Bewertung

5.5 Versuch einer Wertung

Gegenwärtig herrscht kein Einverständnis über die konkrete Beschaffenheit der wissenschaftlichen "Spielregeln". Abgesehen davon, ist auch die Wertschätzung von Wissenschaftlichkeit umstritten.

Der Konflikt besteht eigentlich zwischen Wissenschaftstheorie und Wissenschaftsgeschichte. Die Theoretiker erheben einen normativen Anspruch, die Historiker bezweifeln hingegen, daß ein historischer Nachweis der Regeln der Theoretiker möglich ist. Sie halten die Normen der Wissenschaftstheorie letztlich für Konstruktion. Das Verhältnis von Theorie und Historie in Bezug auf die Wissenschaftstheorie läßt sich in Analogie setzen zur Ethik und unserem Handeln. **Während die Ethik eine Theorie ist, betrifft das Handeln die Praxis und ist deskriptiv. In der Ethik geht es um Normen. Man könnte einwenden, daß sich eh niemand an die Normen der Ethik hält und daß deshalb die Ethik wertlos ist. Aber es geht vielmehr darum, was sein soll – Ethik ist eine normative, keine deskriptive Theorie!** Man entgegnet, daß eine Theorie sich anwenden lassen müsse, sonst sei sie ein Phantasieprodukt! Die wissenschaftstheoretische Idee sei Unfug. Die Analogie zur Ethik hinkt aber an einer Stelle: Eine Meinung der Ethik ist z.B.: Es ist sittlich falsch, zu morden, auch wenn täglich gemordet wird. Aber es gilt nicht: Ein Regelwerk ist wissenschaftlich, wenn sich kein Wissenschaftler daran gehalten hat. Die Wissenschaftstheorie muss sich schon auf die Wissenschaftsgeschichte anwenden lassen. Sie kann nicht nur normativ, sondern sie muß normativ sein. Die Historiker zeigen nun, dass in der Wissenschaftsgeschichte nichtrationale Faktoren eine Rolle spielen, z.B. Vorurteile, Intoleranz, Intuition, Macht, Machtmißbrauch. Die Frage lautet nun: Woran soll man sich halten? **Als bewährt gelten die Regeln, die schon früher erwähnt wurden:**

1. **Wissenschaft dient primär der Lösung von Problemen**
2. **Es gibt keinen archimedischen Punkt**
3. **Wissenschaftstheorien (Empirie und Logik) sind zu testen und kritisch zu prüfen**
4. **Einer Theorie sollte auch dann eine Chance gegeben werden, wenn sie nicht in allen Punkten mit der Praxis übereinstimmt.**
5. **Für eine neue Theorie sollte man sich dann entscheiden, wenn sie Probleme besser löst.**

Die große Frage ist allerdings, ob unsere Erklärungstheorien für die Welt wirklich besser sind als beispielsweise frühere Mythen (im Vergleich zur heutigen Rationalität). Gab es wirklich einen Fortschritt? Oder sind die heutigen Theorien nur anders? Woher wissen wir, dass wir der Wahrheit näher gekommen sind? Wie wir sahen, können wir es nicht wissen sondern nur vermuten. **Eine entscheidende Rolle spielt dabei der pragmatische Erfolg.** Der technologische Erfolg der heutigen Wissenschaft ist kein untrügliches aber ein gutes Indiz für einen Erkenntnisfortschritt. Auf dem pragmatisch ideologischen Gebiet ist die Wissenschaft unschlagbar. Kritiker meinen, aufgrund des pragmatischen Erfolgs habe die Wissenschaft einen hohen Stellenwert. Der pragmatische Erfolg läßt sich von Relativisten allerdings nicht verstehen und erklären. Wenn der Erfolg nun mit den o.g. Regeln zu tun hat, dann ist allen Traditionen, in denen es auch um die Erkenntnis und Wahrheitssuche geht, geraten, sich mit diesen Regeln der wissenschaftlicher Erkenntnis auseinander zu setzen. Die Theologie hat sich hingegen als Glaubenswissenschaft auszuweisen.

6. Theologie als Glaubenswissenschaft

Offenbar ist es notwendig, sich für eine Theorie zu entscheiden. Kreiner lehnt einen Relativismus offen ab. In der Frage darum, ob und wie Theologie als Wissenschaft gelten kann, geht es im wesentlichen um die Wissenschaftlichkeit der systematischen Theologie, die sich mit Wahrheits- und Geltungsansprüchen des christlichen Glaubens befaßt (deskriptiv) und nicht mit dem Empfinden oder der Subjektivität von Glauben.

6.1 Der hypothetische Charakter theologischer Aussagen

Sofern die einzelnen theologischen Disziplinen mit allgemeinen wissenschaftlichen (z.B. exegetischen, historischen, literatur- und sozialwissenschaftlichen) Methoden arbeiten, bereitet ihr wissenschaftstheoretischer Status keine Probleme. Diese treten erst auf, wenn für christliche Bekenntnisaussagen Geltung beansprucht wird, was vor allem in den syst. Fächern der Fall ist. Im Anschluß an Abs. 5.5 soll vorausgesetzt werden, daß wissenschaftliche Theorien prinzipiell als Hypothesen zu verstehen sind, und zwar als Hypothesen, die (1) eine bestimmte Erklärungskraft besitzen, die (2) niemals definitiv bewiesen werden können und die daher (3) gegebenenfalls überprüft, modifiziert oder revidiert werden müssen. Die Anwendung dieses Wissenschaftsverständnisses auf die Theologie wirft u.a. drei Einwände auf:

Wissenschaftliche Theorien sind immer als Hypothese zu verstehen. Als solche haben sie bestimmte **Bedingungen** zu erfüllen. **Erstens** muß sie Gründe angeben und erklären können. Sie muß eine bestimmte Erklärungskraft haben. **Zweitens** ist ihr Charakter, nicht definitiv belegt oder bewiesen werden zu können. Und **drittens** muß sie gegebenenfalls kritisch überprüft werden.

Bezüglich der Theologie im wissenschaftlichen Kontext läßt sich sagen, daß auch Glaubensaussagen als Hypothesen zu verstehen sind.

6.1.1 Die Erklärungskraft theologischer Aussagen

Der christliche Glauben gibt Antworten auf die Grundfragen des Lebens. Die Aufgabe der systematischen Theologie besteht darin aufzudecken, welche Antworten das sind. Diese **Antworten sind zunächst als Hypothesen zu verstehen**. Die Behauptung von der Existenz Gottes ist das Zentrum der christlichen Theologie. Spezieller ist schon die Bedeutung Jesu als Offenbarer Gottes.

Die Frage ist nun, wann eine Hypothese Erklärungskraft hat. Sie bezieht sich immer auf ein bestimmtes Phänomen und erklärt es, aber für jedes Phänomen sind beliebig viele Erklärungen denkbar. **Eine gute Hypothese muß noch mehr Bedingungen erfüllen als die oben genannten. Sie muß nämlich verständlich (intelligibel) sein, und die Begriffe müssen präzise definiert sein und grammatisch korrekt verstanden werden.** Der Glaubensinhalt ist außerdem nur dann verständlich, wenn man selber schon glaubt. Die Grammatik und die Begriffe sind nicht der springende Punkt. Wenn man außerhalb des Glaubens steht, erkennt man die Probleme nicht. Wenn nun der Glauben die Voraussetzung für das Verstehen der Hypothesen der Theologie wäre, könnte sie definitiv keine Wissenschaft sein. Die Zustimmung zur

Hypothese kann nicht die Voraussetzung sein, sie zu verstehen. Eine Hypothese muß plausibel sein! Auch theologische Aussagen müssen kraft des besseren Arguments und nicht kraft der höheren Autorität als gültig gelten. Keine Instanz ist unhinterfragbar! Die Tatsache, daß eine bestimmte Aussage biblisch fundiert ist, ist ein Grund, sie als christlich zu betrachten, aber im wissenschaftlichen Kontext ist das kein Grund, diese Überzeugung als unhinterfragbar anzusehen.

6.1.2 Die Unbeweisbarkeit theologischer Hypothesen

Die Existenz Gottes ist, nach Kreiner, nicht zu beweisen, jedenfalls nicht so, daß alle vernünftigen Zweifel ausgeschlossen werden. Das Klassische Wissenschaftsideal hatte die Beweisbarkeit gefordert, um eine Disziplin als wissenschaftlich kennzeichnen zu können. Würde dieses Ideal noch gelten, dann würde aus einer Nichtbeweisbarkeit eine Nichtwissenschaftlichkeit gefolgert werden. Aber, es ist gescheitert!! **Die Theologie kann nicht mehr aufgrund der Unbeweisbarkeit ihrer Aussagen als Wissenschaft angezweifelt werden.** Es ist nicht unwissenschaftlich, bestimmte Glaubensaussagen zu vertreten. Unwissenschaftlich ist es vielmehr, den Anspruch darauf als unfehlbar darzustellen. Das Problem der Theologie besteht im Grunde darin, daß der Glaube als unhinterfragbar dargestellt und damit ein Dogmatismus vertreten wird.

6.1.3 Die Überprüfbarkeit theologischer Hypothesen

Der gängige Vorwurf lautet, daß die Überprüfbarkeit theologischer Hypothesen nicht durchzuführen sei, da nur empirisch gewonnene Hypothesen kritisch überprüfbar seien. Nur sie ließen sich auch empirisch überprüfen und evtl. widerlegen. **Die Kriterien für eine gute Hypothese waren (1) allgemeine Verständlichkeit und (2) logische Widerspruchsfreiheit.** Diese ist in der Theologie intern auf Glaubensaussagen bezogen, die sich nicht widersprechen dürfen; extern dürfen diese Glaubensaussagen auch anderen Überzeugungen nicht widersprechen, z.B. der Evolutionstheorie. Außerdem gilt nach wie vor: „**Das Einfache ist ein Indiz des Wahren**“, **was zum Kriterium (3) führt: Einfachheit.** Dieses Prinzip, niemals mehr Annahmen, Argumente, Wesenheiten heranzuziehen als zur Erklärung notwendig sind, ist als „**Ockhams Rasiermesser**“ in die Methodenlehre der Wissenschaft und der Philosophie eingegangen. Auch Thomas von Aquin gab dem Phänomen den Vorzug, das mittels weniger Entitäten erklärt werden kann.

Wenn die Hypothese die Kriterien erfüllt, dann ist noch nicht automatisch auf ihre Wahrheit zu schließen. Wenn sie sie aber nicht erfüllt, dann hat sie es schwer, als eine wissenschaftliche anerkannt zu werden. Wenn sie allerdings keine Erklärungskraft hat, dann hat sie auch keinen Wahrheitswert. Wenn sie zudem zu kompliziert ist, dann ist sie unbrauchbar. Folie: wiss. Theorien sind als Hypothesen...

6.2 Das Problem des Glaubensbegriffs

Ein erster Einwand besagt, das zugrunde gelegte Glaubensverständnis sei völlig inadäquat, weil es im Glauben nicht um ein Verhältnis zu Aussagen oder Sätzen, sondern um das Verhältnis zu einer Person, nämlich zu Gott, gehe. An-Gott-Glauben ist nicht das Fürwahrhalten eines Satzes oder einer Hypothese, sondern eine personale Beziehung, d.h. eine Beziehung des Vertrauens, der Liebe und der Hingabe (fides qua, credere in Deum). Die zugrundeliegende Wissenschaftstheorie stamme aus dem naturwissenschaftlichen Bereich, so daß Methode und Gegenstand nicht zueinander passen.

Die **Probleme mit dem dargestellten Glaubensverständnis** rühren von folgenden Einwänden her:

1. **Im Glauben geht es gar nicht um Aussagen oder wahre Sätze, denn es geht um unser Verhältnis zu einer Person (Gott).** An Gott zu glauben heißt nicht, an bestimmte wahre Sätze zu glauben, sondern eine personale Beziehung zu Gott eingehen. Es geht also nicht um solche Dinge, mit denen sich auch die Naturwissenschaft befaßt. Eine treffendere Analogie bilden die zwischenmenschlichen Beziehungen. Anders als die Beziehung vom Naturwissenschaftler zum Objekt (Ich → Es) geht es im Glauben um eine Ich → Du - Relation (vgl. Martin Bubers dialogische Ich-Du-Philosophie). **Der christliche Glaube basiert auf einem Akt personalen Vertrauens. Er setzt existentielle Entscheidungen voraus und involviert (idealer Weise) die ganze Person.**

In der Tradition hielt man auch das Daß des Glaubens (fides quae) für den wahren Glauben. Die andere Seite (fides qua) bezeichnet das gehorsame Anvertrauen, den Du-Glauben. Eine Gewichtung dieser beiden Aspekte läßt sich nicht vornehmen, denn jeder Du-Glaube impliziert auch einen Daß-Glauben. Man kann auch einem nicht vertrauen ohne auf irgend etwas zu vertrauen. Dem Vertrauen auf Gott liegt das Vertrauen auf bestimmte Überzeugungen zugrunde (ich glaube, daß...). Fides quae und fides qua sind zwei Seiten derselben Medaille. Die Dimensionen sind nicht gegeneinander auszuspielen. Es gibt kein Überzeugt-Sein ohne Überzeugung.

2. **Die Analogie der Theologie zur Wissenschaft ist falsch.** Es gibt keine absolute Gewißheit. **Wird der Glaube personal verstanden, stellt sich die Frage der Vereinbarkeit von ständigem kritischem Überprüfen und personalem Vertrauen.** Eine Ehe würde z.B. sicherlich in die Brüche gehen, wenn man die ganze Zeit ständig ihre Grundlagen überprüfte. Wer also im Glauben ständig Beweise verlangt, der kann nicht glauben. Wer aber in einer Ehe alle Zeichen für Untreue ignoriert, der verhält sich idiotisch, denn er praktiziert ein blindes Vertrauen, das kein echtes sein kann.

6.3 Das Problem der Glaubensgewißheit

Ein weiterer Einwand besagt, daß die Gewißheit für den Glaubensvollzug unverzichtbar sei. Werden die Glaubensaussagen als Hypothesen verstanden, so führe dies zu einem Verlust der Glaubensgewißheit und somit zur Zerstörung des existentiellen Kerns des Glaubens.

Man geht davon aus, daß Erkennen etwas mit Gewißheit zu tun hat, wobei philosophische und theologische Gewißheit unterschiedliche Formen darstellen. Für die Wissenschaft ist mit dem Scheitern des klassischen Ideals die Gewißheitsforderung aufgehoben. **Heute geht es um Hypothesen, die mehr oder weniger bewährt sind. Einerseits scheint das der Theologie entgegenzukommen, denn diese Konzeption von Wissenschaft hat den Vorteil, daß Theologie ihre Sätze nicht beweisen muß.** Andererseits aber scheint das der Theologie diametral zu widersprechen, denn wenn die Theologie hier mitziehen wollte, müßte sie ihre Gewißheitsansprüche (Glaubenswahrheiten) als Hypothesen zur Sprache bringen! **Wie aber kann man auf Gott setzen und ihn gleichzeitig als Hypothese verstehen? Zerstört das nicht den spirituellen Kern des theologischen Vollzugs?** Kann man sein Leben auf eine Hypothese setzen?!

Eine mögliche Lösung lautet: Der Kontext ist entscheidend. Was in der Uni noch Hypothese ist, wird in der Gemeinde zu absoluter Gewißheit...

Eine Überzeugung ist dann eine Hypothese, wenn wir sie nicht beweisen können und wenn wir nicht alle vernünftigen Zweifel definitiv ausschließen können. Bei Glaubensaussagen handelt es sich auch um Hypothesen. **Überzeugungen bleiben Hypothesen, wenn wir auch felsenfest an sie glauben.** Die wissenschaftliche Herangehensweise sieht so aus, daß ich mir die Frage stelle, wie es mit meinen Überzeugungen steht. Sind sie über jeden Zweifel erhaben? Wenn sie das nicht sind, besteht die Möglichkeit, daß ich mich täusche.

Doch noch einmal: kann man sein Leben auf Hypothesen bauen? Es scheint, als bliebe nichts anderes übrig. Wir setzen jeden Tag unser Leben aufs Spiel.

Es ist allerdings zu beachten, daß kritisches Überprüfen nicht gleichzusetzen ist mit ständigem Zweifel und Skepsis. Nicht jeder Glaubende ist darauf verpflichtet, seine Gewißheit wissenschaftlich zu hinterfragen. Aber schon Kant wußte, daß im öffentlichen Amt Zeit zum Zweifel gewonnen werden muß.

Die Gegenfrage lautet: Kann man denn auf unhypothetischer Basis vor Menschen treten und Gewißheit vorgaukeln, die es im Innersten gar nicht gibt?

In der Tradition kam es bezüglich der Gewißheit zu einer Unterscheidung einerseits der absoluten Gewißheit und andererseits des hypothetischen Überzeugtseins.

6.4 Das Problem der Kirchlichkeit der Theologie

Mit der Wissenschaftlichkeit der Theologie scheint es kaum vereinbar zu sein, daß ein bestimmtes Bekenntnis als unhinterfragbar und unantastbar vorausgesetzt wird und daß wissenschaftsexterne Instanzen in Forschung und Lehre eingreifen können.

Wir gehen davon aus, daß der Theologe an und für sich willens ist, sich an die Spielregeln der Wissenschaft zu halten. Gleichzeitig leistet er aber eine Verpflichtung auf das Bekenntnis der Kirche! Einige meine, das könne nicht zusammen passen, denn **die Verpflichtung auf das Bekenntnis der Kirche sei die Verpflichtung auf be-**

stimmte Autoritäten, die im Rahmen der wissenschaftlichen Forschung nicht hinterfragt werden dürfen. Tut man das doch, greift die kirchliche Instanz ein und sorgt unter Umständen für ein Lehrverbot. Die Probleme, die damit verknüpft sind, lassen sich auf den Punkt bringen:

1. Verträgt es sich mit der Wissenschaftlichkeit der Theologie, daß ein bestimmtes Bekenntnis als unantastbar bzw. unhinterfragbar vorausgesetzt wird?
2. Verträgt es sich mit der Wissenschaftlichkeit der Theologie, daß außeruniversitäre Autoritäten eingreifen?

Die Antworten, zu denen man unweigerlich kommen muß, verneinen beide Anfragen. **Mit dem dargestellten Verständnis von Wissenschaft ist es unvereinbar, daß ein bestimmtes Bekenntnis als unhinterfragbar vorausgesetzt wird.** Eine daran anschließende Frage könnte lauten, ob Theologie überhaupt Wissenschaft sein soll, will, muß. Auch die zweite Frage muß mit Nein beantwortet werden, denn die Theologie an Universitäten muß mehr sein als der verlängerte Arm der Kirche! Das Problem auf die Verpflichtung des Bekenntnisses besteht darin, daß es von irgend jemandem definiert wird. Der Papst und die Bischöfe spielen dabei eine entscheidende Rolle. Der Theologe darf bestimmte Sätze nicht als katholisch ausweisen, die es vielleicht gar nicht sind. Aber er darf etwas für wahr halten, von dem die Kirche nichts hält. Das Lehramt kann einem Theologen also nicht verbieten, etwas anderes für wahr zu halten. Die Lehrverbote sind mit der geforderten Wissenschaftlichkeit allerdings unvereinbar!

Wissenschaftliche Theologie zu betreiben wird teilweise als der Versuch aufgefaßt, zwei Herren gleichzeitig zu dienen. Es macht zwar den Anschein, doch in Wirklichkeit handelt es sich bloß um einen Herren, nämlich die Wahrheit. So betrachtet braucht derjenige, der davon überzeugt ist, daß das Bekenntnis wahr ist, keine Angst vor der Wissenschaft zu haben. Sie kann ihm im Gegenteil nur nützlich sein.

7. Theologie und Philosophie

7.1 Was bedeutet „Philosophie“?

Unter allen anderen Fächern hat die Theologie traditionell zur Philosophie die engste Beziehung. Statt einer Definition von „Philosophie“ werden im folgenden einige Dimensionen genannt, in denen sich der theologisch-philosophische Dialog abspielt.

Grundsätzlich ist die Philosophie die Suche nach Erkenntnis, die Liebe zur Wahrheit. Sie liefert zudem Rechenschaft über die Grundlagen und Methoden. Philosophie kann beispielsweise, je nach Schwerpunkt, Erkenntnistheorie (Epistemologie) oder Metaphysik sein.

7.2 Philosophie als Erkenntnistheorie

Als Erkenntnis- bzw. Wissenschaftstheorie verstanden, analysiert und bewertet Philosophie das Zustandekommen von Geltungsansprüchen. In der Philosophie des 20. Jh. zeichneten sich Tendenzen ab, die Philosophie auf diese Funktion zu beschränken und alle inhaltlichen Aussagen den Einzelwissenschaften zu überlassen (L. Wittgenstein).

Für die Philosophie, so der Wiener Philosoph Wittgenstein (1889/1951) bleibe kein Bereich, außer dem Zustandekommen unserer Erkenntnis.

[Vgl. zu den folgenden Ausführungen: Wilhelm Weischedel: Die philosophische Hintertreppe, ²⁷1997, S. 294f] Im „Tractatus“ geht es Wittgenstein um die Frage, was ist. Das erscheint ihm als Aufgabe eines redlichen Philosophierens. Was aber ist das, was ist? Wittgenstein antwortet: Es sind die „Tatsachen“. Tatsachen sind das Bestehen von Sachverhalten, z.B. daß ein Tisch braun ist. Der Sachverhalt ist seinerseits „eine Verbindung von Gegenständen“; diese „bilden die Substanz der Welt“. Innerhalb der Welt nun gibt es komplexe und einfache Sachverhalte; die komplexen lassen sich auf die einfachen zurückführen, die ihrerseits nicht weiter reduziert werden können. Ihnen kommt die ursprüngliche Realität zu. Sie bezeichnet Wittgenstein als „Elementarsätze“. Er ist der Meinung: „Die Angabe aller wahren Elementarsätze beschreibt die Welt vollständig.“ Denn aus den Elementarsätzen lassen sich alle wahren Sätze ableiten. Genauer beschreibt Wittgenstein das Verhältnis von Sätzen zu Sachverhalten so, daß er den Bildbegriff einführt. „Wir machen uns Bilder der Tatsachen“; „der Satz ist ein Bild der Wirklichkeit“. Das gilt freilich nicht im Sinne eines photographischen Abbildes. Vielmehr wiederholt der Satz lediglich die logische Struktur des Sachverhaltes; denn die logischen Formen sind sowohl der Welt wie den Sätzen über sie gemeinsam. Daher kann Wittgenstein sagen: „Der Satz zeigt die logische Form der Wirklichkeit.“ **Damit wird das Feld der Philosophie aufs äußerste eingeschränkt. „Der Zweck der Philosophie ist die logische Klärung der Gedanken.“** Dem entspricht es, daß Wittgenstein behauptet: „Alles, was überhaupt gedacht werden kann, kann klar gedacht werden. Alles, was sich aussprechen läßt, läßt sich klar aussprechen.“ Dieses Prinzip kann jedoch letztlich nur auf die Naturwissenschaften zutreffen. So sagt er denn auch ausdrücklich: „**Die Gesamtheit der wahren Sätze ist die gesamte Naturwissenschaft“; aber „die Philosophie ist keine der Naturwissenschaften“.** Deshalb wird alles darüber hinausgehende philosophische Reden, insbesondere das metaphysische, verworfen; es ist weder klar denkbar noch klar sagbar. In diesem Sinn ist der berühmte Schlußsatz des „Tractatus“ zu verstehen: **„Worüber man nicht sprechen kann, darüber muß man schweigen.“**

Die Philosophie hat also die Aufgabe, Sätze zu untersuchen. Sie wird so zur Wissenschafts- bzw. Erkenntnistheorie.

Die Theologie muß ihrerseits entscheiden, ob sie die Spielregeln der Wissenschafts- bzw. Erkenntnistheorie annimmt. Kann sie den Standards gerecht werden?

7.3 Philosophie als Metaphysik

Als „Metaphysik“ verstanden, läßt sich die Philosophie als „Laboratorium“ des menschlichen Geistes verstehen, in dem – in engem Kontakt zu den Einzelwissenschaften – allgemeine weltanschauliche Positionen entwickelt und diskutiert werden. Die Theologie hat dazu auf unterschiedliche Weise Stellung bezogen: Gegensatz und Konkurrenz – Anknüpfung und Überbietung – Unterscheidung und Unterordnung. Nahezu durchgängig hat sich die Theologie philosophischer Begrifflichkeit bedient, um die Glaubensaussagen auszulegen.

Schon bei Aristoteles war die Philosophie als „erste Wissenschaft“ abgekoppelt von den Naturwissenschaften. Auf ihrer Stufe standen bestenfalls die Medizin, die Theologie und das Recht. **Die Philosophie kann als „Laboratorium“ des menschlichen Geistes gesehen werden, in dem Theorien entwickelt werden.** Newton behandelte

die Metaphysik noch im Rahmen einer Naturphilosophie („Die mathematischen Prinzipien der Naturphilosophie“). Später fand eine Einschränkung der Philosophie auf die Erkenntnistheorie statt. Die Abnabelung einzelner Wissenschaften von der Philosophie ist allerdings nicht vollständig gelungen: **bei Grundfragen einer Einzeldisziplin tauchen immer wieder typisch philosophische Fragen auf**, z.B. in der Kosmologie (Teil der Physik). Bei gewissenhafter Forschung stößt man hier auf die typisch philosophische Frage des Ursprungs allen Seins oder auf die Frage nach Raum und Zeit. In der Gehirnforschung wird man sich später mit dem philosophischen Problem konfrontiert sehen, wie sich Körper zum Geist verhält. Mathematische Grundfragen sind z.B. „Was ist eine Zahl?“ oder „Welchen ontologischen Status haben Zahlen?“ **Diese Grundfragen werden auch als metaphysische Fragen bezeichnet. Bisweilen versteht man Metaphysik als das Gegenteil von Wissenschaft, man setzt metaphysisch mit abergläubisch gleich.** Die Wissenschaften gehen angeblich empirisch vor, während die Metaphysik angeblich rein spekulativ sein soll. Diese Unterscheidung ist allerdings falsch. Die Übergänge erweisen sich als fließend! Empirie und Spekulation lassen sich nicht so einfach auseinanderdividieren. **Eine Sache wird allerdings metaphysischer, je weiter man sich von der empirischen Basis entfernt. So stößt jede Wissenschaft früher oder später auf metaphysische Fragestellungen.**

Kant versucht in seiner Schrift „Kritik der reinen Vernunft“ die Frage zu beantworten, wie Metaphysik als Wissenschaft möglich ist. Seine Antwort ist die der Transzendentalphilosophie, in der es um die erfahrungsunabhängigen Bedingungen der Möglichkeit von Erkenntnis geht. Diese Bedingungen sind apriorische Verstandesstrukturen, die jede unserer Erkenntnisse prägt (z.B. Raum und Zeit). Wir können nur erkennen, indem wir sinnliche Wahrnehmungen aufgrund des Verstandesvermögens strukturieren. Die Kategorien des Verstandes, auf die unsere Sinneseindrücke gleichsam prallen, sind Qualität, Quantität und Relation. Wir können niemals das „Ding an sich“ erkennen, sondern nur durch die apriorischen Bedingungen der Möglichkeit von Erkenntnis geprägtes. Diese apriorischen Verstandesstrukturen werden transzendental genannt. Entscheidend für unsere Erkenntnisweise ist also das erkennende Subjekt, nicht das zu erkennende Objekt.

Der logische Positivismus wertete alle metaphysischen Fragen als sinnlos.

Es zeigt sich, daß es keine klare Trennungslinie zwischen Metaphysik und Wissenschaft gibt. Jede Wissenschaft geht über das Empirische hinaus. Wo die Metaphysik allerdings anfängt, läßt sich nicht genau bestimmen. Die interessanten Fragen der Metaphysik sollten laut Kreiner allerdings auch dann weiterverfolgt werden, wenn man sich von der empirischen Basis entfernt hat. Auch antimetaphysischen Positionen liegt meist eine gewisse Metaphysik zugrunde. Die Metaphysik scheint unausweichlich!

Es gibt eine Fülle metaphysischer Entwürfe, die die Grundstrukturen der Wirklichkeit erfassen wollen. Wie ist das Verhältnis der Theologie zu diesen Entwürfen? in der Geschichte der christlichen Theologie zeigen sich mehrere Tendenzen im Verhältnis von Theologie und Philosophie (bzw. Metaphysik): Folie: Tendenzen...

1. „Gegensatz“ und „Konkurrenz

Theologie und Metaphysik wird als Entweder-Oder verstanden. Entweder man ist Christ, oder man ist Philosoph. Z.B. beschimpfte Bernhard von Clairvaux die Philosophie bzw. die Logik als „Teufelszeug“ beschimpft! ☹

2. „Anknüpfung“ und „Überbietung“

Die Philosophie wird von der Theologie bedingt anerkannt, das Christentum als „wahre Philosophie“ stellt allerdings deren Überbietung dar. Die Erfüllung des Strebens nach Wahrheit ist nach dieser Auffassung erst im Christentum gewährt gegeben.

3. „Unterscheidung“ und „Unterordnung“

Die Philosophie wird vom theologischen Kern gespalten. Sie gilt als „**Magd der Theologie**“. Dieses Verständnis geht auf Petrus Damiani zurück, der eine Stelle im Buch Dtn allegorisch deutete: Der Theologe solle der Philosophie alle überflüssigen Theorien abnehmen. Die Theologie geht der Philosophie voran, wie die Dienerin dem Herrn. Die Dienste der „Magd“ Philosophie bestehen darin, daß sie für das zuständig ist, was der Mensch kraft seines geschaffenen Verstandes erkennen kann, während sich die Theologie mit dem Übernatürlichen (Offenbarung) beschäftigt. Wenn man die beiden Fächer unterscheiden kann, kann man sie auch in Beziehung setzen, hier in der Weise der Subordination der Philosophie unter die Theologie.

4. **Rezeption philosophischer Begrifflichkeit**

Die Theologie greift unausweichlich immer wieder auf philosophische Begriffe zurück, denn das Christentum kann nicht nur unter Rückgriff auf Bibelstellen erklärt werden. Jedoch haben sich die Theologen in der Regel nicht an die Regeln und Begrifflichkeiten der Philosophie gehalten. Dennoch sollen theologische Inhalte mit Hilfe der Philosophie erklärt werden.

Folie: theologische Rezeption philosophischer Begrifflichkeit

Während die eben dargestellten Tendenzen 1-3 umstritten sind, gilt die 4. (Rezeption philosophischer Begrifflichkeit) als unausweichlich.

Die christliche Botschaft will Antwort auf bestimmte Fragen geben. In der Hl. Schrift findet man Antworten auf diese Fragen. Warum brauchen wir dann die Philosophie? Oder vielmehr: Warum reicht die Schrift als Antwort nicht aus? **Die biblischen Antworten sind Antworten von Menschen für Menschen einer ganz bestimmten Kultur.** In der jüdischen Kultur findet sich eine Philosophie höchstens in Ansätzen. Die Adressaten der Botschaft lebten nicht in einem weltanschaulichen Vakuum. Sie hatten ein rudimentäres Weltbild, das den Rahmen der biblischen Botschaft bildete. In der neutestamentlichen Zeit gehörte zum biblischen Weltbild der Glaube, daß das Ende nahe ist. Ebenso der Glaube an Dämon, an die Möglichkeit eines stellvertretenden Sühneopfers, an den Himmel oben und die Hölle unten, an Wunder etc. pp. Für den Adressatenkreis der biblischen Botschaft waren dies selbstverständliche Hintergründe - das sind sie für uns heute nicht mehr! **Die biblische Botschaft muß übersetzt werden in den Horizont der heutigen Adressaten** (Bultmann).

Die biblische Botschaft läßt sich im Rahmen einer bestimmten Philosophie interpretieren. Es gilt nämlich: **Ohne Weltbild kein Theologe!** In philosophisch losgelösten Kategorien gab und gibt es keine christliche Botschaft. Ein „reiner“, nicht philosophisch durchsetzter Inhalt der Botschaft ist ein Mythos, eine unhistorische Fiktion. Man kann also gar nicht fragen: Brauchen wir als Theologen die Philosophie bzw. Metaphysik! Es ist eine unfragliche Tatsache, daß beides ineinander geht! Das Problem besteht jedoch darin, eine richtige Philosophie zu finden bzw. die vorhandene Philosophie zu verbessern. Je besser uns das gelingt, desto besser gelingt uns die Auslegung der christlichen Botschaft, der Theologie.

Läßt sich die Frage nach dem Kern der christlichen Botschaft beantworten, der durch die Entfernung des philosophischen Gewandes deutlich wird? Kann man unterscheiden zwischen der „Form“ Philosophie, die sich ablegen läßt, und dem Wesen „christliche Botschaft“? Diese Annahme scheint zu äußerlich gedacht. Die Botschaft bleibt nicht die gleiche. Sie hängt in gewisser Weise ab von der Auslegung durch die verschiedenen Philosophien. Wir bekommen viele unterschiedliche Aussagen und Auslegungen!

8. Theologie und Naturwissenschaft- Historische Entwicklungen

Im vergangenen Jahrhundert wurde dem Christentum häufig der Kampf angesagt im Namen der Naturwissenschaften. Inzwischen haben sich die Wogen wieder geglättet. **Die Ursprünge dieses Kampfes liegen v.a. im Jahr 1633, als die römische Kurie Galileo Galilei verurteilte.** Dies führte zu einem tiefen Einschnitt zwischen Theologie und Naturwissenschaft. Im 19. Jh. wurde die Diskussion aufs Neue entfacht durch die Auseinandersetzungen mit dem Darwinismus.

8.1 Der Fall Galilei

Im „Fall Galilei“ ging es um die Auseinandersetzung zwischen dem aristotelisch-ptolemäischen und dem kopernikanischen Weltbild. Für den katholischen Bereich brachte die Verurteilung Galileis (1633) eine Entscheidung gegen den Kopernikanismus. Galilei wurde verurteilt, weil er eine wissenschaftliche Theorie als wahr behauptet hatte, die im Widerspruch zu einigen Schriftaussagen stand. Der Konflikt

um das neue Weltbild wurde kirchlicherseits nicht argumentativ, sondern autoritativ entschieden. Damit prallten nicht nur zwei inhaltlich unvereinbare Weltbilder, sondern auch zwei unvereinbare Forschungs- und Diskursmethoden aufeinander.

Der „Fall Galilei“ nimmt seinen Anfang in der **wissenschaftlichen Kontroverse zwischen zwei konkurrierenden Weltbildern**. Auf der einen Seite stand das alte, **geozentrische Weltbild, das auch Aristoteles und Ptolomeus vertreten hatten** und bei dem die Erde den Mittelpunkt des Universums, zumindest aber des Sonnensystems bildet. Ihm gegenüber steht das neue **heliozentrische Weltbild des Kopernikus**, das in der Antike vereinzelt auftrat, sich aber nicht durchsetzen konnte. Das heliozentrische Weltbild wird erst mit dem physikalischen **Trägheitsbegriff** faßbar (Kopernikanische Wende) - wenn ich nämlich die Trägheitsgesetze nicht kenne, muß ich davon ausgehen, daß, wenn sich die Erde drehen würde, ein in die Luft geworfener Gegenstand nicht in meine Hand zurückfiel, sondern hinter mich!

Eine historisch falsche Behauptung ist, daß die Kirchen das heliozentrische Weltbild sofort abgelehnt hätten. In der 2. Hälfte des 16. Jh. wurde das Problem nicht so ernst genommen. Die Kirche hatte mit anderen Dingen genug zu tun: Reformation, Gegenreformation, Konzil von Trient.

Das Werk des Kopernikus erschien mit einem Vorwort, dessen Verfasser anonym blieb. Später wurde erkannt, daß es sich dabei um einen protestantischen Theologen gehandelt haben muß. Er vertrat in besagtem Vorwort die Auffassung, daß der Heliozentrismus nur als Hypothese, als mathematisches Modell zu verstehen sei und nicht als Beschreibung der tatsächlichen physikalischen Welt. Dieses Vorwort war die erste Vorsichtsmaßnahme, man ahnte bei der Herausgabe der Schrift wohl schon Spannungen...

Der Kulminationspunkt der Auseinandersetzungen stellte nun der Fall **Galilei** dar. Dieser **gab sich nicht damit zufrieden, sein kopernikanisches Weltbild als mathematisches Modell auszuweisen**. Er glaubte, er könne es beweisen - zeitgleich entwickelte man die ersten Fernrohre, was Galilei sehr zugute kam. Er entdeckte Jupitermonde, Venusphasen, Sonnenflecken, Mondberge etc. Alle Beobachtungen standen im Widerspruch zu Aristoteles und Ptolomeus. Das Lieblingsargument Galileis für den Kopernikanismus waren die Gezeiten: er dachte, durch die Erddrehung würde das Wasser schwappen! ☺ Dieses Argument hat sich inzwischen, durch die richtige Theorie Newtons, als falsch erwiesen.

1611 reist Galilei nach Rom, um dort seine Argumente vorzutragen. Die Reaktionen waren Ablehnung und Spott, vereinzelt aber auch Anerkennung und Interesse. Zur Debatte stand letztlich der Widerspruch zwischen Aussagen der Hl. Schrift und denen des Kopernikus. In Jos 10,12 bittet Josua Gott, daß die Sonne stillstehe, woraus man schloß, daß die Sonne sich um die Erde bewegt. Galilei warnte die Kirche vor der Verurteilung des Kopernikanismus, denn hier könne nicht mehr durch bestimmte Wortverdrehungen dessen Ablehnung wieder rückgängig gemacht werden (Galilei war augenscheinlich sehr selbstbewußt). **Bezüglich der Schriftauslegung war er der Meinung, man brauche bestimmte Kriterien, dann gäbe es auch keine Widersprüchlichkeiten**. Die katholische Kirche ließ sich allerdings nicht auf diese Kriterien ein. Die Kriterien waren:

1. In der Hl. Schrift geht es nicht um **Naturwissenschaft**, sondern um das **Heil** des Menschen.
2. Es gibt die Offenbarung, und zwar durch die **Hl. Schrift** und durch das **„Buch der Natur“**. Zwischen diesen beiden „Büchern“ kann es keinen Widerspruch geben, weil beide von Gott kommen.

3. Wenn eine Vernunftwahrheit bewiesen ist und trotzdem einer Schriftstelle zu widersprechen scheint, darf die Schriftstelle nicht wörtlich genommen sondern muß **metaphorisch** gedeutet werden.
4. Scheinbare Widersprüche entstehen deshalb, weil Gott sich bei der Offenbarung häufig der jeweiligen menschlichen Redeweise bedient. **In der Hl. Schrift spricht Gott zum Volk - und nicht zu Wissenschaftlern.**
5. In **Jos 10** sei kein Widerspruch vorhanden, weil sich die Sonne um sich selbst drehe und folglich auch stillstehen könne.

Bis auf Punkt 5 waren diese Kriterien nicht besonders revolutionär. Die Verfahren waren schon von Augustinus festgestellt worden. Im Konzil von Trient wird die eigenmächtige Auslegung der Schrift untersagt. Die Befragung der Schrift solle sich auf „Fragen des Glaubens und der Sitte“ beschränken und keine Fragen der Kosmologie behandeln. Der **Jesuit Robert Belarmin** vertrat eine andere Fassung, die sich in einem wichtigen Punkt von Galilei unterschied: In der Hl. Schrift, so Belarmin, kann sich kein Irrtum befinden - und zwar in keinem Bereich, von dem die Schrift handelt. **Er beanspruchte also Irrtumsfreiheit der Schrift für alle Aussagen, nicht nur für die „Fragen des Glaubens und der Sitte“. Genau diese Position war es, die Galilei zum Verhängnis wurde.**

Galilei sollte damals befohlen werden, seine Meinung aufzugeben. Im Falle der Weigerung drohte man mit einer gerichtlichen Verfügung bzw. bei Hartnäckigkeit mit dem Einsperren. **Es ging um zwei Sätze des kopernikanischen Systems:**

1. **Die Sonne ist der Mittelpunkt der Welt und unbeweglich**
2. **Die Erde ist nicht der Mittelpunkt der Welt und nicht unbeweglich. Sie bewegt sich als Ganze um die Sonne und in „täglicher Bewegung“, d.h. um sich selbst.**

Die Verurteilung befand den 1. Satz als formell häretisch, weil er der Schrift widerspreche. Der 2. Satz wurde als philosophisch unhaltbar und theologisch irrig verurteilt.

Der weitere Hergang ist nicht genau bekannt. Offenbar fügte sich Galilei den Anordnungen und revidierte seine Positionen. Er arbeitete weiter an seinem Buch „Dialog über die beiden hauptsächlichsten Weltsysteme“, das auf Italienisch, also fürs Volk, geschrieben war. **Er darf den Kopernikanismus als Hypothese zum Streiten benutzen, aber er darf ihn nicht mehr als wahr behaupten und vertreten.** Als die ersten Exemplare dieser Schrift erschienen waren, trat die Wende ein. Zwar hatte man ihm die Druckerlaubnis gegeben, aber plötzlich verschwor sich alles gegen Galilei. **1632 wurde durch päpstlichen Erlaß der Verkauf des Buches verboten.** Galilei erhielt eine erneute Vorladung nach Rom. Eine mögliche Deutung lautet, daß Galilei dem Simplicio (Vertreter des alten Weltbildes) im Dialog ein Argument **Urbans VIII.** in den Mund gelegt hatte, was dem Papst irgendwie zu Ohren gekommen sein muß. Dieser fühlte sich vielleicht in seiner Ehre angegriffen und verurteilt daraufhin Galileis Werk erneut. Eine zweite Deutung ist, daß die Wende durch Galileis **Bezeichnung eines Jesuitenpaters als Dummkopf** herbeigeführt wurde. In jedem Fall aber gab es eine neue Verurteilung und eine neue Anklage. Die **Anklagepunkte** lauteten, Galilei habe die Druckerlaubnis erschlichen, das Verbot von 1616 überschritten, die hypothetische Position verlassen und gegen politische Persönlichkeiten polemisiert. Im Mittelpunkt stand der zweite Punkt der Anklage, der Ungehorsam gegenüber dem vorherigen Verbot. Als Belarmin starb, konnte sich keiner mehr an die Vereinbarungen von 1616 erinnern... 1632 kam es also zur Urteilsverkündung: Das Buch wird verboten, Galilei wird auf unbestimmte Zeit zu Kerkerhaft verurteilt.

Die Szene nach der Urteilsverkündung ist berühmt geworden: er kniete nieder und mußte schwören (!), daß er immer alles glaubte, glaubt und glauben wird, was die katholische Kirche lehrt. Außerdem verfluchte er seine eigenen „Ketzerien“. 1642 starb er. Bis dahin blieb er Gefangener der Inquisition, allerdings ohne Kerker und Ketten. Seine letzten Jahre verbrachte er mit päpstlicher Erlaubnis auf einem Landgut in Florenz.

Im Fall Galilei kam es, wie wir sahen, zu einer autoritativ herbeigeführten Beilegung des Konflikts. Die beiden Weltbilder scheinen zwei Argumentations- bzw. Forschungsweisen zu repräsentieren. Entscheidungen werden entweder (geozentrisch) aufgrund von Autorität oder (heliozentrisch) aufgrund von Freiheit (öffentlicher Diskurs) getroffen. **Langfristig hat die Methode des freien Forschens gesiegt. Dennoch stellte der Fall Galilei eine gravierende Niederlage der Kirchen dar.**

Die innerkirchliche Weiterentwicklung kann beispielhaft am Jesuitenorden festgemacht werden. Dieser war vor Galilei eine Hochburg der theologischen und wissenschaftlichen Forschung gewesen. Viele Jesuiten waren zunächst am Kopernikanismus sehr interessiert und ihm gegenüber auch offen gewesen. Dann erging aber die Aufforderung an alle Ordensmitglieder, wieder zu einer einheitlichen Lehre zurückzukehren (Thomas, Aristoteles). Die Direktiven wurden mit der „Gewissenspflicht“ begründet. Der Jesuitenorden hat in der neuzeitlichen Wissenschaft keine große Rolle mehr gespielt, was sicher auch auf seine Gehorsamstugend zurückgeführt werden kann, wie sie Ignatius von Loyola gefordert hatte.

Der Fall Galilei kann als **Beginn der neuzeitlichen Wissenschaft** bezeichnet werden. Die eigentliche Tragödie liegt darin, daß die Kirche sich auf einen Stil herabgelassen hat, der immer mehr als indiskutabel empfunden wurde. Durchgesetzt hat sich - zum Glück - der freie Austausch von Argumenten.

Inzwischen wird Galilei als „Heiliger der Wissenschaft“ verehrt. Im Florenzer Museum wird sein Finger aufbewahrt...

8.2 Der Streit um den Darwinismus

Im 19. Jh. führte die Evolutionstheorie Darwins zu einem ähnlichen Konflikt. Jetzt ging es nicht mehr primär um die generelle Irrtumslosigkeit der Schrift (Artkonstanz), sondern vor allem um die "Würde" des Menschen und die drohende Überflüssigkeit teleologischer und damit auch theologischer Erklärungsmodelle.

Charles Darwin wurde 1809 geboren. Zunächst studierte er Medizin, hatte aber einen zu empfindlichen Magen, um dies fortführen zu können. In Cambridge nahm er dann sein Theologiestudium auf. Nebenbei hörte er dort auch Geologievorlesungen. Dort erhielt er eines Tages das Angebot von einem Lehrer, bei einer Expedition zu den Galapagos-Inseln teilzunehmen. Dort machte er Beobachtungen, die zu seinen „**Theorien über die Entstehung der Arten**“ führten. Er arbeitete 21 an diesem Buch, das 1859 erschienen ist. Gestorben ist er 1882.

Darwin machte drei Beobachtungen:

1. Es gibt ein exponentielles Bevölkerungswachstum
2. Trotz exponentiellem Wachstum bleibt die Populationsgröße einer Art im Durchschnitt stabil
3. Die Ressourcen sind begrenzt.

Damit kommt er zur ersten Schlußfolgerung: Es gibt einen Existenzkampf zwischen den Individuen einer Gattung (Kampf ums Dasein). Es ist ein Kampf um begrenzte Ressourcen. Er stellt weiterhin fest, daß jedes Individuum einer Art keinen einzigartigen Charakter hat. In einer Art gibt es bloß Variationen.

Die zweite Schlußfolgerung lautete: Die Individuen einer Art sind für den Kampf ums Dasein unterschiedlich geeignet (natürliche Auslese bzw. Selektion). Dem entspricht Spencers Motto des „Survival of the fittest“. Damit kommt er zur fünften Beobachtung: Ein Großteil der individuellen Varianten ist vererbbar. Eine bestimmte Eigentümlichkeit eines Individuums wird an den Nachkommen vererbt. Die Folge davon ist (Schlußfolgerung Nr. 3): Über mehrere Generationen ereignet sich eine Evolution. Die Summierung der Variationen führt zu neuen Arten.

Folie: Die Entstehung der Arten

Was hat an diesen Thesen nun den Widerspruch und die Aufregung hervorgebracht? Wie im Fall Galilei waren es nicht nur Theologen, die sich aufgeregt haben, sondern auch Wissenschaftler. Auf beiden Seiten gab es auch Befürworter der neuen Theorie. Die Frage ist nur, warum die Theologen dagegen polemisierten, statt einfach nur Widerspruch einzulegen. Sie sahen eklatante **Widersprüche zu bestimmten Bibelstellen, nämlich Gen 1,11** („Dann sprach Gott: Das Land lasse junges Grün wachsen, alle Arten von Pflanzen, die Samen tragen, und von Bäumen, die auf der Erde Früchte bringen mit ihrem Samen darin. So geschah es.“) **und Gen 1,24** („Dann sprach Gott: das Land bringe alle Arten von lebendigen Wesen hervor, von Vieh, von Kriechtieren und von Tieren des Feldes. So geschah es.“). Diese Bibelstellen suggerieren, daß Gott alle Arten von Lebewesen auf einen Schlag geschaffen hat (= Theorie der **Artkonstanz**). Für einen Teil der Christenheit ist diese Artkonstanz Bestandteil der geoffenbarten Lehre. Ein überzeugendes Argument gegen diese Überzeugung scheinen die **Fossilienfunde** zu sein, die zum Großteil von Tieren stammen, die keiner mehr lebenden Art zuzuordnen sind. Die Artkonstanz-Vertreter vertreten dann die Meinung, Noach habe vergessen, einige Tiere bei der Sintflut mitzunehmen, deren Reste sich dann eben als Fossilien finden.

Doch der eigentliche Streitpunkt zwischen Darwin und seinen Kritikern lag in seiner Behauptung, auch die Entwicklung bzw. Entstehung des Menschen gehöre in seine Arttheorie hinein. Über dieses Thema veröffentlichte er erst 1873 ein Buch: „Über die Entstehung des Menschen“. Mit der Einbeziehung des Menschen in die Evolution beginnt der eigentliche Streit um den Darwinismus. **1860** kommt es zu dem bekannten Ereignis in **Oxford**. Der Geologe **Thomas Huxley** trat als Verteidiger der Theorie Darwins auf, worauf hin der **anglikanische Bischof Wilberforce** polemisierte und Huxley bzw. Darwin nicht ernst nahm. Am Ende seiner Rede fragte der Bischof Huxley, ob es ihm gleichgültig sei, ob sein Großvater ein Affe gewesen sei oder nicht. Huxley antwortete, wenn er die Wahl hätte zwischen einem Affen und einem hochbegabten Mann, der seine Begabung zur Polemik mißbraucht, würde er sich für den Affen entscheiden... Bei dieser Sitzung handelte es sich um den ersten öffentlichen Konflikt des Darwinismus.

In der Folge traten die Theorien Darwins ihren Siegeszug an.

Im Mittelpunkt der Diskussion stand im „Fall Darwin“ nicht mehr die Irrtumslosigkeit der katholischen Kirche. Scheinbar hatte man seine Lektion aus dem „Fall Galilei“ gelernt. **Im Mittelpunkt stand eher die Sorge um die Würde des Menschen.** Man hatte Angst vor einer Änderung des Selbstverständnisses des Menschen, das man umgehen wollte. Bis dato war die Auffassung verbreitet, der Mensch unterscheide sich radikal vom Tier. Während der Mensch eine Geistseele habe, müsse das Tier ohne auskommen. **Bei Darwin nun erschien der Mensch nicht mehr als herausragender Höhepunkt der Schöpfung!** Die Schöpfung selbst konnte nach Darwin mit kausalen Ursachen erklärt werden. Ein Ziel der Entwicklung zu setzen war nicht mehr notwendig, Gott als Endziel der Schöpfung wurde obsolet.

Der Wissenschaftler Wallace, der unabhängig von Darwin auf dieselbe Theorie gestoßen war, räumte ihm die wissenschaftliche Priorität ein. Er war es auch, der den Begriff „Darwinismus“ geprägt hat.

Heute wird die Verbindung von Darwins Theorie und moderner Gentechnik als Neodarwinismus bezeichnet. Die Gentechnik hat bereits die Entdeckung gemacht, daß 98% Identität besteht zwischen den Genen eines Schimpansen und eines homo sapiens.

Als Fazit läßt sich festhalten, daß es unterschiedliche Lesarten für diese Präzedenzfälle gibt. Eine Deutung besagt, dass man die Geschichte so lesen muss, als ob zwischen dem Christentum und der Wissenschaft ein Krieg geführt würde. Der Fall Galilei und der Darwinismus zeigten, dass die Wissenschaft siegte. In dieser Auseinandersetzung vertrat die christliche Seite Positionen, die, von wissenschaftlicher Seite aus gesehen, falsch waren. Die Religion war jedes Mal auf der Seite der Verlierer.

9. Glaube und Naturwissenschaft – Systematische Überlegungen

In diesem Kapitel geht es um die Frage nach dem Verhältnis zwischen den Geltungsansprüchen, die von beiden Seiten erhoben werden. Die hier möglichen Optionen lassen sich im wesentlichen drei formalen Positionen zuordnen, die im einzelnen unterschiedlich gefüllt werden.

Der Dialog zwischen Theologie und Naturwissenschaften spielt in der theologischen Diskussion eine eher untergeordnete Rolle. **Wenn Theologen und Naturwissenschaftler heute diskutieren, dann meist über Ethik.** Aber sind die Fragen nach der Erkenntnis der Welt (Naturwissenschaftler) oder nach der Erkenntnis Gottes (Theologen) ethische Fragen? Sie scheinen sich auf mehr neutralem Feld zu bewegen. Ethische Fragen sind zwar wichtig, aber hier soll es mehr darum gehen, ob sich Konsequenzen aus den naturwissenschaftlichen Erkenntnissen für die theologische Rede von Gott ergeben. Die Frage, die dem vorausgehen muß, ist die nach einer einheitlichen Erklärung der Wahrheit von Welt.

Welche Konsequenzen sind zu ziehen aus den Fällen Galilei und Darwin? Mögliche Antworten lassen sich vereinfacht auf 3 Positionen zusammenfassen: Die dualistische, die monistische und die dialogische Position.

Folie: Theologie und Naturwissenschaft.

9.1 Die dualistische Position

Nach der dualistischen Position existieren keinerlei Berührungspunkte zwischen Glaube und Wissenschaft: weder Übereinstimmungen noch Gegensätze. Beide Bereiche existieren friedlich nebeneinander. Diese Position wird z.B. begründet durch die methodische Unterscheidung zwischen „Verstehen“ und „Erklären“.

Die dualistische Position ist unter Theologen weit verbreitet. Sie besagt, daß **zwischen Theologie und Naturwissenschaft keine Berührungspunkte** bestehen. Es gibt weder Übereinstimmungen noch Gegensätze. Beide Bereiche existieren friedlich nebeneinander, weil sie sich letztlich nichts zu sagen haben. Diese Position könnte verantwortlich dafür sein, daß der Dialog heute keine große Rolle mehr spielt. Begründet wird diese Position durch den Dualismus zwischen Erklären und Verstehen und zwischen Tatsachen und Sinnfrage.

9.1.1 Der Dualismus von Erklären und Verstehen

Die strikte Unterscheidung von erklären und verstehen wurde u.a. von **Wilhelm Dilthey (1833-1911)** vertreten. Erklären sei etwas völlig anderes als Verstehen, weshalb sich die Naturwissenschaften auch radikal von den Geisteswissenschaften unterscheiden. **Das naturwissenschaftliche Erklären setzt bei bestimmten Ausgangsbedingungen und den allgemeinen Naturgesetzen an und zieht dann eine Schlußfolgerung, womit der Sachverhalt erklärt ist. Diese Art des Erklärens bezeichnet man auch als deduktiv nomologisch.** Z.B. kann die Naturwissenschaft es leisten, den Tod durch Zyankali zu erklären, jedoch kann sie nicht die Motive für die Tat verstehen! Verstehen setzt voraus, daß man sich in andere hineinversetzen, nachfühlen kann, um die Handlung nachvollziehen zu können. Wie soll man ein Gedicht mittels Naturgesetze verstehen?!

Die Methode des Verstehens scheint sich von der des Erklärens radikal zu unterscheiden. Viele Geschehnisse, an denen die Menschen beteiligt sind, scheinen sich gar nicht erklären, sondern nur verstehen zu lassen. Neben der Theorie der Naturwissenschaft muß es also auch eine Theorie der Geisteswissenschaft geben. Diese nennt man Hermeneutik bzw. hermeneutisches Verstehen. Die Unterschiede zum naturwissenschaftlichen Erklären bestehen darin, daß man keine Experimente durchführt und daß es immer um den Einzelfall geht. Die Deutungen kann auch nicht jeder nachvollziehen, sie lassen sich nicht immer stringent herleiten. Es bedarf Intuition und Einfühlungsvermögens, um sie zu verstehen - sie sind nicht deduzierbar. In der Regel geht es hier um den Sinn, um Motive und Absichten, nicht um beobachtbare Dinge.

Die Unterschiede sind jedoch nicht überzubewerten. Es gibt schließlich nur eine Weltwirklichkeit, die sowohl die Naturwissenschaft als auch die Theologie zu erklären versucht, letztere z.B. mit der Schöpfungsgeschichte.

9.1.2 Tatsachen contra Sinnfrage

Die Naturwissenschaften können die Tatsachen nur beschreiben, sie sind aber nicht zuständig für die sog. Sinnfrage. **Die Fragen nach dem Sinn menschlichen Lebens**

sind naturwissenschaftlich nicht beantwortbar und streng genommen naturwissenschaftlich erst gar nicht zu stellen. Aber, wer nach dem Sinn des Lebens fragt, kann auch nicht einfach naturwissenschaftliche Tatsachen und Weltbilder ignorieren! Ein Sinn, der mit empirischen Tatsachen nichts zu tun hat, ist Wunschdenken!

9.2 Die monistische Position

Nach der monistischen Position besteht ein unüberwindlicher Gegensatz zwischen Glaube und Wissenschaft, d.h. man kann nicht gleichzeitig Christ und Wissenschaftler sein. Diese Position kann von beiden Seiten aus vertreten werden. Von wissenschaftlicher Seite aus besagt sie entweder, daß das wissenschaftliche Weltbild dem religiösen widerspricht, oder, daß ersteres letzteres überflüssig macht.

Die beiden Bereiche, Theologie und Naturwissenschaft, widersprechen einander, sodaß man nicht gleichzeitig Christ und Wissenschaftler sein kann, sondern entweder das Eine oder das Andere. Diese Position kann von der Seite des Glaubens her (religiöser Monismus), oder von der der Wissenschaft (naturalistischer Monismus) vertreten werden.

9.2.1 Naturalistischer Monismus

Die Thesen des naturalistischen Monismus lauten:

1. **Wissenschaftliche Erklärungen widerlegen die Religion.** (Durch Beispiele läßt sich aber zeigen, daß dies ein an den Haaren herbeigezogenes Argument ist!
 - a. **Die kopernikanische Wende:** Wir mußten zwar verkraften, daß wir nicht der Mittelpunkt des Universums sind, und dennoch gibt es keinen Widerspruch zu Gott und den Glauben an ihn. Wenn man sich das riesige, fast unendliche Ausmaß des Universums betrachtet, dann sieht man, wie klein und begrenzt der Mensch ist. Doch dies steht nicht im Widerspruch zu Gott (Ps 8). Die Evolution widerspricht nicht dem Wesen Gottes. Es geht vielmehr darum zu akzeptieren, daß der Mensch ein Teil der Natur ist. Seine Existenz vielleicht die Evolution voraus! Vielleicht hätte Gott den Menschen anders erschaffen, wenn er ihn anders hätte haben wollen.
 - b. **Das Rätsel des Leib-Seele-Verhältnisses:** Widerspricht es Gott, daß der Mensch Ergebnis der Natur ist, und dass der Leib-Seele-Dualismus laut der Naturwissenschaft ein Irrtum ist? Die Antwort lautet nein, denn ein Widerspruch entsteht erst, wenn man annimmt, daß wir wesentlich nur aus Seele bestehen. Warum soll die Seele nicht eine Funktion des Hirns sein? Gibt es dann ein Problem mit der Theologie? Gibt es dann kein Leben nach dem Tod? (Kreiner selbst vertritt die Emergenztheorie, nachdem Bewußtsein etwas ganz neues ist, das aus den physikalischen Grundlagen des Gehirns hervorgebracht wird.)
 - c. **Der Determinismus der Naturwissenschaft:** Selbst wenn der Mensch nur ein Produkt zufälliger Ursachen ist, so muß dies nicht automatisch zu einer Infragestellung des Glaubens an Gott führen. Nicht jede theistische Erkenntnis ist mit einem deterministischen Weltbild verbunden.

2. **Wissenschaftliche Erklärungen machen religiöse Deutungen überflüssig.** Es gibt nichts, das sich nicht naturwissenschaftlich erklären läßt! Es gibt eine Geschichte zwischen Wissenschaft und Religion: Anfänglich gab es die Religion, dann konkurrierte die Wissenschaft mit ihr. Die Wissenschaft hat im nachhinein die Religion geschlagen.
- Es gibt kein Phänomen, das verlangt, unter Rückgriff auf eine Transzendenz erklärt zu werden. Dem stimmt Kreiner zu, denn wenn es ein solches gäbe, dann wäre die Existenz Gottes beweisbar. Aber die Existenz Gottes ist gerade nicht beweisbar. Daraus folgt aber nicht, dass Gott als Erklärungsfaktor überflüssig ist. Der Glaube an Gott ist teilweise eine mögliche Erklärung für die Existenz des Universums, deren Beschaffenheit etc. Während sich der Naturalismus die Sache letztlich nicht erklären kann bzw. einige Atheisten behaupten müssen, das Universum sei aus Nichts ins Dasein gekommen (was Kreiner für metaphysischen Unfug hält), können Gläubige davon sprechen, daß Gott hat das Universum aus dem Nichts erschaffen hat. Dies ist zwar nicht stringent nachweisbar, aber dennoch plausibel (für Kreiner). Auch hinsichtlich der Erklärung der Evolution und der Entstehung von Neuem wird ähnliches vertreten: Die naturalistische Deutung geht davon aus, daß alles Zufall ist und daß es sich beim Universum um eine Möglichkeit unter vielen handelt. Dies ist eine mögliche Erklärung. Die theistische Deutung besagt, daß Gott die Ursache ist. Dies scheint, zumindest für Kreiner, die bessere Erklärung zu sein.
3. **Letztlich entscheidet der pragmatische Erfolg einer Theorie über ihr Weiterbestehen.** „Naturwissenschaft“ wurde zum Inbegriff objektiv nachprüfbareren Wissens und technischen Fortschritts, der Erfolg ist also auf der naturwissenschaftlichen Seite. Die Durchschlagskraft der Wissenschaft hat gegen die Religionen gesiegt! Aber auch der wissenschaftliche Fortschritt wurde mißbraucht. Dies galt sicher auch für die Religion, doch sie war auch immer eine Quelle der Kraft und Zuversicht, um das eigene Leben zu meistern – nicht nur für intolerante Fanatiker, sondern auch für normale Menschen bis hin zu den größten Naturwissenschaftlern (z.B. Galilei).

9.2.2 Der religiöse Monismus

Grundsätzlich verhält sich der religiöse Monismus nicht ablehnend gegen die Wissenschaft, aber **sobald Widersprüche auftauchen zwischen Theologie und Naturwissenschaft, reagiert man ablehnend** (z.B. bei Bibelstellen). In Konfliktfällen sieht man das Recht immer in der Offenbarung. Die Position ist prinzipiell **fundamentalistisch**, was nicht automatisch mit antiwissenschaftlich gleichzusetzen ist! Die Vertreter bemühen sich darum, biblische Aussagen als wissenschaftlich darzustellen. Bei der Widerlegung der Evolutionstheorie hatten sie allerdings Probleme, als sie Fossilienfunde mit den vergessenen Tieren Noahs zu erklären versuchten. V.a. in den USA erhalten fundamentalistische Kirchen laufenden Zuwachs.

9.3 Die dialogische Position

Nach der dialogischen Position ist das Gespräch zwischen Glaube u. Naturwissenschaft zumindest von christlicher Seite aus unverzichtbar. Aufgrund der Schöpfungslehre scheinen Zusammenhänge zwischen Gottes- und Weltbild zu bestehen. Daher ziehen Veränderungen im Weltbild auch Veränderungen im Gottesbild nach sich. Aus diesem Grund konzentriert sich die gegenwärtige Diskussion vor allem auf die Konsequenzen, die aus der Evolutionstheorie für das Gottesverständnis resultieren. Die Wissenschafts- und Rationalitätsfähigkeit der Glaubensreflexion entscheidet sich dabei auch daran, wie die Position des Glaubens vertreten wird.

Nach der dialogischen Position ist der Dialog zwischen den beiden Disziplinen Theologie und Naturwissenschaft aus theologischer Sicht nicht nur optional, sondern konstitutiv. **Veränderungen im Weltbild haben so auch Rückwirkung auf das Gottesbild, es wird modifiziert (z.B. was die Schöpfung angeht); im Weltbild spiegelt sich außerdem ein religiöses Bewußtsein.** Durch die Dinge hindurch wird der tiefere Sinn deutlich: Transzendenz durch Transparenz!

Ein Beispiel: Nach dem **Erdbeben von Lissabon (1755)** entbrannte unter den Christen ein Streit, was es nun mit der Katastrophe auf sich hat. Für die Protestanten war das Erdbeben ein Ausdruck der göttlichen Strafe. Auch für die Katholiken war das Erdbeben Ausdruck der göttlichen Strafe - weil in Lissabon so viele Protestanten lebten! Manche denken auch heute noch so. Nach Kant hatte das Erdbeben nichts mit den Gedanken Gottes zu tun, sondern es gibt natürliche Ursachen. Der entscheidende Punkt war nun, daß theologische bzw. religiöse Erklärung überflüssig wurden um Phänomene zu erklären. Dies führte zu einer Veränderung des Gottesbildes: Gott schickt keine Erdbeben oder Blitze. Die naturwissenschaftliche Erkenntnis hatte Auswirkungen auf die Vorstellung von Gott.

Die Modifikationen des Gottesbildes sind Folgen z.B. von

- kosmischen Theorien
- metaphysischen und physischen Theorien (was wirkt auf wen? warum?)
- anthropologischen Theorien (Konstitution des Menschen)
- biologischen Theorien (Entstehung der Lebewesen und des Menschen)
- psychologischen Theorien (Verhaltensweisen, Wahlfreiheit des Menschen)
- paläontologischen Theorien (Alter der Erde und der menschlichen Gattung)
- historischen Theorien (Beginn und Verlauf der Menschheitsgeschichte)
- ontologischen Theorien (Beschaffenheit und Urgrund des Kosmos)
- ethischen Theorien (menschliche Verantwortung)

Auch hängt die Meinung zu diesen Theorien vom religiösen Weltbild ab. Die Meinungsfrage berührt jedoch nicht den Kern des Bekenntnisses, daß es Gott gibt. Aber sie ist prägend für das Bild von Gott und damit für das Bekenntnis zu Gott.

Aus theologischer Sicht ist die Verbindung zwischen Theologie und Naturwissenschaft unausweichlich. Umgekehrt gilt das nicht unbedingt. Zur Rückwirkung naturwissenschaftlicher Erkenntnisse auf die Theologie ist zu sagen, daß naturwissenschaftliche Theorien hypothetischer Natur sind und somit kritisier- und ersetzbar. Aus falschen wissenschaftlichen Theorien können so auch falsche wissenschaftliche Theorien abgeleitet werden.

Das Verhältnis der Theologie zur Naturwissenschaft entscheidet sich am Verhältnis der Theologie zur Rationalität. Dieses Thema wurde schon vom Kritischen Rationalismus diskutiert. Die Gegnerschaft hängt dann davon ab, ob man den Glauben für

einen Aberglauben hält oder nicht. Tut man das wissenschaftlicherseits nicht, dann ist ein Dialog möglich.

10. Theologie und Humanwissenschaften

Die Humanwissenschaften stellen spektakulärere Herausforderungen an die Theologie als die anderen Wissenschaften. Es handelt sich dabei um eine Gruppe von Wissenschaften, die sich auf bestimmte Aspekte des Menschen bezieht.

10.1 Die Herausforderung der Humanwissenschaften

Die Humanwissenschaften stellen für die Theologie eine eminente Herausforderung dar, die sich folgendermaßen umschreiben läßt: Humanwissenschaftliche Deutungen der Entstehung, des Inhalts und der Funktion des religiösen Bewußtseins konfrontieren das Selbstverständnis des Glaubens (Innenperspektive) mit einem Fremdverständnis (Außenperspektive). Selbst- und Fremdverständnis stehen häufig in Spannung oder im Gegensatz zueinander. Dies wird im folgenden anhand einiger Beispiele aus den Bereichen Soziologie und Psychologie erläutert.

Die Humanwissenschaften deuten die Religionen anders als die Religionen sich selbst (Differenz von Selbst- und Fremdwahrnehmung). Dabei geht es sowohl um Entstehung, als auch um Inhalt und Funktion des religiösen Verständnisses. Die Theologie selbst rekurriert auf Offenbarungsinhalte, die durch Gott per Inspiration in der Bibel offenbar sind. Außerdem spielt Gott auch eine wesentliche Rolle für das einzelne Subjekt. Es geht um das Wirken Gottes in Geschichte, Gesellschaft und Individuum.

Die Humanwissenschaften versuchen nun, wie auch die Naturwissenschaften, Gott als Erklärungsmuster überflüssig zu machen. Das Verständnis der Humanwissenschaften von der Theologie läßt sich wieder mit dem psychologischen Begriff der Fremdwahrnehmung belegen und mit dem Verhalten von Menschen untereinander vergleichen: **Wir deuten das Verhalten einer Person dann anders als sie selbst, wenn wir meinen, daß diese Person sich oder uns etwas vormacht.** Auch dann, wenn wir das andere Verhalten nicht verstehen und es keinen Sinn ergibt, kommt es zu dem Widerspruch zwischen Selbst- und Fremdverständnis.

Ist es möglich, die Spannung zwischen Fremd- und Selbstwahrnehmung aufzulösen und die Selbstwahrnehmung der Theologie den Humanwissenschaften plausibel zu machen?

10.2 Religion und Soziologie

(Religions-)soziologische Ansätze rekonstruieren die Entstehung des religiösen Glaubens auf rein „natürliche“ Weise. Religiosität wird dabei als Produkt gesellschaftlicher Prozesse rekonstruiert.

Soziologische Theorien erweisen sich oft aufgrund eines gewissen Fachjargons als schwer verständlich. Zum Teil trifft man sogar auf völlig wirre und konfuse Theorien.

Ein Zweig der Soziologie ist die Wissenssoziologie, die das Verhältnis zwischen Gesellschaft und Wirklichkeitsdeutung untersucht. Sie ist in Deutschland entstanden; als ihre Begründer gelten **Max Scheler** und **Karl Mannheim**. Den Kern bildet die Auseinandersetzung mit dem Marxismus. Marx hatte behauptet, menschliches Bewußtsein bzw. ideologischer Überbau hänge von der gesellschaftlich-ökonomischen Basis ab.

In den 1960er Jahren erhielt die Wissenssoziologie einen Neuanatz von Peter L. Berger und Thomas Luckmann. Sie schrieben das Buch „Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit“ (1966).

1. **Ausgangspunkt war die anthropologische These, der Mensch besitze keine artspezifische Umwelt (im Gegensatz zu den Tieren), d.h. seine Umweltbeziehung ist von der biologischen Ausstattung her nicht fixiert.** Das Verhältnis zu anderen Menschen ist weitgehend nicht durch biologische Bedingungen festgelegt. Der Mensch muß sein Verhältnis zur Welt und seine Orientierung darin erst gewinnen, da es ihm nicht durch Instinkte mitgegeben ist. Scheler nannte dies „**Weltoffenheit**“.
2. **Im Gestalten seines Verhältnisses zur Welt bring sich der Mensch selbst hervor - zusammen mit anderen.** Da der Mensch kein Einzelwesen ist, findet er sich mit anderen in einem Sinnverband zusammen. Das Leben in diesem Sinnverband verlangt nach Abstimmung untereinander. Diese muß erst hergestellt werden, sie ist nicht instinktiv da. Sie geschieht durch bestimmte Muster, die in verschiedenen Bereichen institutionalisiert und verankert wurden. **Mit der Institutionalisierung der Abstimmung beginnt das, was man „Gesellschaft“ nennt.** Gesellschaft kompensiert die biologische Weltoffenheit des Menschen. Die Gesellschaft tritt an die Stelle der Instinkte.
3. **Das Funktionieren in einer Gesellschaft hängt ab von der Akzeptanz der institutionalisierten Handlungsweisen ab,** d.h. von den Mitgliedern der Gesellschaft und v.a. von deren nachfolgenden Generationen. Dies ist also die Dialektik, die für das Funktionieren einer Gesellschaft unerlässlich ist: Die Handlungsmuster als Reaktion auf die Weltoffenheit sind ein menschliches Produkt und damit subjektiv, aber sie müssen auch irgendwie für die Mitglieder der Gesellschaft zur objektiven Wirklichkeit werden, die sich nicht mehr beliebig verändern läßt. Die einmal objektivierte Wirklichkeit muß dann von den Mitgliedern internalisiert werden. Dann sind die Mitglieder auch gesellschaftliches Produkt. **„Menschsein ist soziokulturell variabel“**
4. Aber wie bringt man Menschen dazu, die Abstimmungen zu internalisieren? Dies kann entweder durch Androhung von Gewalt und Strafen geschehen, oder dadurch, daß die **institutionalisierte Welt durch Sinnsysteme legitimiert** wird. Sinnsysteme beinhalten eine kognitive und eine normative Deutung der Wirklichkeit. Die Gesellschaft erhält so gleichsam ein „Dach aus Legitimationen“, das sich schützend über sie breitet. Die Sprache spielt als

Hauptinstrument der Legitimation eine entscheidende Rolle. **Die institutionalisierten Muster werden durch Moral und Ethik abgesichert.**

5. Es gibt verschiedene **Ebenen der Legitimation**:
 - a. **vorthoretisch**: „So ist es eben.“ „Das macht man so.“
 - b. **theoretische Postulate**: Lebensweisheiten, Sprichwörter...
 - c. **Legitimationstheorien**, die sich auf bestimmte Handlungsbereiche beziehen
 - d. „**symbolische Sinnwelten**“: Mythos, **Theologie**, Wissenschaft, Philosophie. Alle Ausschnitte einer gesellschaftlichen Ordnung werden in ein umfassendes System integriert. Sie nehmen auf Wirklichkeiten Bezug, die außerhalb des Alltäglichen liegen. Die Rolle des einzelnen in der Welt und Gesellschaft erfährt von daher ihr Verständnis. „Wirklichkeit ist Gesellschaftlich bestimmt“
6. Damit Wirklichkeit gedeutet werden kann, müssen sich die Mitglieder einer Gesellschaft Projektionen zu eigen machen (internalisieren). Dies funktioniert im wesentlichen durch Kommunikation. **Kommunikation ist die Voraussetzung dafür, daß eine Wirklichkeitsdeutung bestehen bleiben kann.** Man nennt dies die „**Plausibilitätsstruktur**“. Die Deutung bleibt nur so lange plausibel, wie man an bestimmter Form der Kommunikation teilnimmt. Ändert sich nämlich die Plausibilitätsstruktur, dann ändert sich auch die Wirklichkeitsdeutung

Die Entstehung und Funktion religiöser Sinnsysteme deutet Berger als Bestandteil des gesellschaftlichen Legitimationsapparates. **Die Wirklichkeit wird in einen transzendenten, heiligen Kosmos eingebunden und wird dadurch stabilisiert.** Die „heilige“ Ordnung der Gesellschaft erscheint dann als Spiegelung einer göttlichen Ordnung („wie im Himmel, so auf Erden“). Krisenerfahrungen hingegen bedrohen die gesellschaftliche Ordnung. Doch die „Vorsorgefunktion der Religionen“ kann selbst ordnungsbedrohenden Erfahrungen noch einen Sinn abgewinnen.

Hier wird eine theologische Herausforderung deutlich. In der Wissenssoziologie wird der Anspruch vertreten, daß man die Entstehung und Funktion der Religion rein soziologisch erklären kann. Der **Ausgangspunkt ist der methodische Atheismus**: man braucht nicht die Annahme der Existenz Gottes, um Entstehung und Funktion der Religionen erklären zu können. Religion erscheint als rein menschliches bzw. gesellschaftliches Produkt! Religion ist Projektion. Die vage Basis dieser Projektion ist die gesellschaftliche Realität. Die Religion muß also angepaßt sein an die gesellschaftliche Realität. Offenbar haben wir es hier mit einem völlig **entzauberten Modell der Religion** zu tun. Die Folgen für die Theologie in diesem Modell sind, daß sie die Deutungen professionell zu deuten hat und somit zur Ideologie wird, denn sie dient lediglich der Legitimation einer von Instabilität bedrohten gesellschaftlichen Realität. Hier tritt die radikale Relativierung des religiösen Bewußtseins zum Vorschein. Nur die soziokulturelle Bedingtheit - aber nicht Gott - spielt hier die Hauptrolle.

10.3 Religion und Psychologie

Während der soziologische Erklärungskontext die gesellschaftlichen Wurzeln der Religion aufdeckt, konzentrieren sich psychologische Theorien auf die psychischen Mechanismen, die angeblich zur Entstehung des religiösen Bewußtseins führen.

Die Psyche bezeichnet das menschliche Bewußtsein. Häufig scheinen wir uns selbst das größte Rätsel zu sein. Die Psychologie ist der Versuch, dieses Rätsel zu lösen. Der größte Umbruch stellt die **Entdeckung des „Unbewußten“** dar durch die Psychoanalyse. Als ihr Begründer gilt Sigmund Freud. Er postulierte folgende „Kränkungen der menschlichen Eigenliebe“: zum einen die Kopernikanische Kosmologie, zum anderen die biologische Wende durch Charles Darwin - und zum dritten reiht er sich und seine Psychologie selbst ein, denn sie besagt, daß es seelische Vorgänge gibt, die vom Bewußtsein nur unvollständig wahrgenommen werden und denen wir deshalb unterworfen sind. Das „Ich“ ist also nicht Herr im eigenen Hause!

Religiöse Erfahrung ist nach Freud etwas, bei dem man das Gefühl hat, in Kontakt mit einer göttlichen Macht zu stehen. Freund vergleicht den religiösen Menschen mit einem Kind, das sich schutz- oder hilflos fühlt (aufgrund des Abhandengehens des „Ozeanischen Gefühls“). Er müsse sich deshalb zeitlebens an einen Vater wenden. **Die Wurzeln religiöser Bedürfnisse liegen also in kindlichen Bedürfnissen der Menschen.** Religiöser Glaube sei Wunscherfüllung und der Versuch, sich der Welt gegenüber in kindlicher Weise zu verhalten. Dies impliziere die Weigerung erwachsen zu werden und führe zu einer **Infantilität**. Freud ist der Meinung, es sei ein Zeichen von Reife, wenn man sich dieses infantile Verhalten verkneift...

10.4 Zum Verhältnis von Natur- und Humanwissenschaften

Max Weber hat die Entwicklung der Wissenschaften als Teil eines Prozesses gedeutet, den er als „Rationalisierung“ bezeichnet. Die wissenschaftliche „Rationalisierung“ geht einher mit der „Entzauberung der Welt“, d.h. mit der Überzeugung, daß es „prinzipiell keine geheimnisvollen unberechenbaren Mächte“ gibt, sondern daß man „alle Dinge – im Prinzip – durch Berechnen beherrschen“ kann. Die Naturwissenschaften haben zunächst die natürliche Welt „entzaubert“; die Humanwissenschaften haben schließlich die Welt des Menschen „entzaubert“. Es ist zu erwarten, daß sich dieser Prozeß verstärken wird, wenn sich beide „Wissenschaften“ auf einer naturalistischen Basis zusammenschließen sollten.

Der Amerikaner O. Wilson meinte, das Gehirn sei eine neurologische Maschine - und wenn man die versteht, dann habe man den menschlichen Geist verstanden. Eine solche Sicht führt zu einer naturwissenschaftlichen Deutung der Religionen.

Max Weber (1864-1921) faßt die Entwicklung der Wissenschaften als Teil eines umfassenderen Prozesses der „Rationalisierung“ auf, der einhergeht mit der Entzauberung der Welt. Die Naturwissenschaften haben zunächst die natürliche Welt entzaubert, die Humanwissenschaften schließlich die Welt des Menschen. Es ist zu erwarten, dass sich dieser Prozess verstärken wird, wenn sich beide Wissenschaften auf einer naturalistischen Basis zusammenschließen. Religiöse Wahrheitsansprüche werden dann nicht mehr ernst genommen.

10.5 Zur theologischen Auseinandersetzung

Die humanwissenschaftliche Erforschung der Religion hat gezeigt, daß die Religion ein Bestandteil des menschlichen Lebens ist – mit all seinen sozio-kulturellen, psychischen, biologischen und anderweitigen Bedingtheiten. An dieser Erkenntnis führt kein Weg mehr vorbei. Die entscheidende Frage lautet: Ist eine Anerkennung dieser Bedingtheiten mit dem religiösen Selbstverständnis zu vereinbaren, oder führt diese „Entzauberung“ letzten Endes zu einer Selbstliquidation der Religion? Die Beantwortung dieser Frage wird sich daran entscheiden, ob und inwieweit es dem religiösen Selbstverständnis gelingt, die Erkenntnis dieser Bedingtheiten zu integrieren. Ein möglicher Anknüpfungspunkt wäre z.B. eine Theorie religiöser Erfahrung.

Die Theologie steht vor der Alternative, entweder einen Eklektizismus mit den dargestellten Theorien zu betreiben oder sich ernsthaft und fachgerecht mit ihnen Auseinandersetzen. Wählt sie den zweiten Weg, stellt sich die Frage, ob Religion wirklich „nur“ ein Bestandteil des menschlichen Lebens ist. **Klar ist, daß menschliches Leben in allen Aspekten bedingt ist (soziokulturell, biologisch etc.). Ist die Anerkennung dieser Bedingtheiten mit dem religiösen Selbstverständnis vereinbar?** Oder führt das Eingeständnis der Bedingtheiten zum Niedergang der Religion?

Eine Antwort hat **Dietrich Bonhoeffer** gegeben in seinen Aufzeichnungen während der Haft im KZ („Widerstand und Ergebung“). Er wurde 1945 hingerichtet. Seine radikale Lösung des Problems sieht so aus, daß er Gott als moralische, politische, naturwissenschaftliche und philosophische Hypothese als abgeschafft ansieht. Diese Ausschaltung der Arbeitshypothese gehört zur intellektuellen Wirklichkeit. Wir brauchen Gott weder in der Naturwissenschaft, noch in der Ethik oder Politik. Es drängt sich die Frage auf, wo dann noch Raum für Gott bleibt. Bonhoeffer schlußfolgert, daß wir erkennen müssen, daß wir in der Welt leben müssen, als ob es Gott nicht gebe. Dieses aber erkennen wir vor Gott, er gibt uns das zu wissen. Gott läßt sich aus der Welt herausdrängen - „ans Kreuz“. Er ist schwach und so bei und mit uns. **Gott hilft nicht kraft seiner Allmacht, sondern kraft seines Leidens und seiner Schwachheit.**

Das Verständnis Gottes als eines „Lückenbüßers“ (deus ex machina) wird so verabschiedet. Aber welches Gottesverständnis bleibt erhalten? Was soll es heißen, daß Gott nur noch durch seine Ohnmacht Macht in der Welt erhält?

Die Lösung bietet eine Synthese zwischen wissenschaftlichem Fremdverständnis und theologischem Selbstverständnis, das die Bedingtheiten des menschlichen Lebens nicht ausschließt.

Wie Gott, so sind auch die Atome ein menschlicher Versuch, Phänomene zu erklären. Mit dem Unterschied, daß niemand die Existenz von Atomen bestreitet.

Lange Zeit wurde das Gewissen im Menschen als die Stimme Gottes interpretiert und bot so einen Erweis für dessen Existenz. **Doch das Gewissen, so stellte sich heraus, ist kontextabhängig und kann so nicht die Stimme Gottes sein.** Schließlich war in vielen christlichen Staaten auch die Sklaverei Usus. Man könnte darauf schließen, daß die Theorie, das Gewissen sei die Stimme Gottes, widerlegt ist. Dies ist aber nicht eindeutig zu behaupten. **Wenn Gott „spricht“, dann geschieht das nicht unmittelbar, sondern vermittelt durch Normen.** Er sagt nicht jedem von uns in jeder Situation, was man zu tun hat. Dann bestünde sittliches Handeln ja nur im Gehorsam gegenüber göttlichen Befehlen. Wir würden dann das Gute tun, weil es Befehl ist, und nicht um des Guten willen.

11. Theologie und Geschichtswissenschaft

Geschichtlichkeit bezeichnet allgemein die Tatsache, daß die „Wirklichkeit“ sich in einem permanenten Prozeß des Entstehens, Entwickelns, Veränderns und Vergehens befindet. Insofern das Christentum ein historisches Phänomen ist, trifft dies grundsätzlich auch auf das Christentum zu (E. Troeltsch). Ein theologisches Problem entsteht aus der Geschichtlichkeit aufgrund der Tatsache, daß das Christentum einen historischen Ursprung besitzt, der für die Folgezeit als bleibend normativ erachtet wird. Einerseits scheint sich nun eine kontinuierliche Identität dieses Ursprungs aufgrund des permanenten Wandels historisch nicht nachweisen zu lassen. Daraus ergibt sich die Frage nach dem „Wesen“ des Christentums angesichts seiner Geschichtlichkeit.

E. Troeltsch geht davon aus, daß das Christentum eine rein historische Erscheinung ist. Er fragt weiterhin nach den Problemen, die sich daraus ergeben.

Ihm zufolge ist die Christentumsgeschichte Teil der allgemeinen Menschheits- und Religionsgeschichte ohne Privilegien. Es geht um eine Untersuchung mit normalen historischen Methoden ohne Vorurteile und Vorentscheidungen. Theologische Aussagen müssen den historischen Befund ernstnehmen, der für die Theologie relevant ist. **Alles außer Gott ist geschichtlich. Es ist entstanden, verwandelt sich und geht einem Ende entgegen.** Aufgrund eines schnelleren Wandels ist heute ein größeres Bewußtsein bezüglich der Wirklichkeit vorhanden. Dies gilt auch für die Geschichtlichkeit des Christentums und des Glaubens. **Was aber ist im Wandel das Wesen des Christentums?** Ist es etwas Abstraktes (Glaube an Gott) oder etwas Konkretes (Menschwerdung Gottes)? Es entsteht das Problem, daß etwas, je abstrakter es ist, desto weniger spezifisch christlich sein kann. Und je konkreter es ist, desto mehr ist man mit der 2000jährigen Geschichte konfrontiert. Die konkrete Erscheinung des Christentums wandelt sich aber von Generation zu Generation (Liturgie, Ethik, Institution), was in gewissem Sinn zu einer Dauerkrise führt.

Das Christentum hat aber nach eigenem Selbstverständnis einen geschichtlichen Ursprung. Dieser Ursprung ist für alle Zeit normativ: Gott tritt in die menschliche Geschichte ein. Das Wesen des Christentums hat mit diesem Ursprung zu tun und mit der Norm dieses Ursprungs. Trotzdem ist es der Geschichtlichkeit unterworfen. Die Identität jedoch läßt sich nicht geschichtlich festmachen. Außerdem wird das, was sich als Element des Ursprungs historisch festmachen läßt, heute nicht mehr als konstitutiv angesehen. Dies führt zur **Suche nach der christlichen Identität.**

11.1 Der Mythos vom "immer gleichen Glauben"

Eine traditionelle Vorstellung besagt, daß der wahre Glaube all das umfasse, was „überall, immer und von allen“ geglaubt wurde (Vinzenz von Lérins). Das historische Bewußtsein hat nun aber gezeigt, daß der Glaube eben nicht semper eadem war, sondern sich kontinuierlich entwickelt und verändert hat.

Vinzenz von Lérins sagte: „Der wahre katholische Glaube besteht in dem, was überall, immer und von allen geglaubt wurde.“ Jedoch gab es schon im 5. Jh. eine Glaubensvielfalt und damit Häresien und Trennungen. Im Zitat wäre demnach zu verbessern: „... was von Rechtgläubigen geglaubt wurde.“ Der Mythos vom immergleichen Glauben ist gefährlich, weil man sich, wenn man nur das Alte für das Wah-

re hält, nicht mehr auf neue Situationen einstellen kann. Das historische Bewußtsein hat ohnehin gezeigt, daß der Glaube eben nicht semper eadem war, sondern sich kontinuierlich entwickelt und verändert hat.

11.2 Das Implizit-explizit-Modell

Vielfach werden Geschichtlichkeit und Identität mit Hilfe des Implizit-explizit-Modells erklärt. Danach stellen die Veränderungen nichts anderes als die Entfaltung des ursprünglichen Kerns dar. Diese Entfaltung bzw. Explikation lässt sich entweder eher als „logische“ (Neuscholastik) oder eher als „organische“ (J.H. Newman) denken. Den faktischen Veränderungen wird keine dieser beiden Alternativen zufriedenstellend gerecht.

Es geht um die **geschichtliche Entfaltung des ursprünglichen Keims**. Was schon angelegt war, entfaltet sich in der Geschichte. Es gibt zwei Möglichkeiten, dieses Bild auszudeuten:

1. **logisches Modell:** diese neuscholastische Deutung geht davon aus, daß die Dogmengeschichte darin besteht, daß das logische Deuten nach und nach jene Glaubenswahrheiten expliziert, die in der ursprünglichen Offenbarung keimhaft angelegt waren. **Die Offenbarung ist immer dieselbe, aber die Erkenntnis der Offenbarung wächst an.** Es gibt keine neuen Dogmen, sondern es werden jene Wahrheiten, die immer schon implizit zur Überlieferung gehört haben, formell dogmatisiert. Dieses Modell hat seine Schwierigkeiten, da z.B. die unbefleckte Empfängnis Marias im Mittelalter explizit verneint wurde. Nicht alle Veränderungen können als logische Explikation gedeutet werden.
2. **organisches Wachstum:** Im 19. Jh. gab es Theologen, die ein nicht-neuscholastisches Modell entwickelten. **John Henry Newman**, der vom Anglikanismus zum Katholizismus konvertiert hatte und von Papst Leo XIII zum Kardinal ernannt wurde, veröffentlichte 1845 seine Schrift „Essay on Development of christian doctrine“. Er schreibt, es gebe eine legitime Entwicklung des christlichen Glaubens, damit aber auch einen Verfall desselben durch Korruption usw. Dies ist etwas anderes als nur die logische Explikation. Er verwendet die **Metapher vom organischen Wachstum**: wie ein Baum aus einem kleinen Samen entsteht, so entstand die Geschichte der christlichen Lehre. Um den Unterschied zwischen legitimer und illegitimer Entwicklung festzustellen gibt es **7 Kriterien**. Diese ermöglichten wirkliche geschichtliche Entfaltung und nicht bloß logische Explikation:
 1. **Erhalten des Typus, der äußeren Gestalt:** Das Verhältnis muß im Laufe der Entwicklung ähnlich bleiben, Proportionen bleiben gewahrt. Zwar können sich die Teile verändern, aber das Gesamtbild muß erhalten bleiben.
 2. **Kontinuität der Prinzipien:** die inneren Grundregel des kirchlichen Lebens müssen erhalten bleiben (z.B. Prinzip der Theologie, intellektuelle Glaubensreflexion, das Prinzip der Gnade, Heil des Menschen).
 3. **Assimilationsvermögen:** die Fähigkeit der Kirche, außerchristliches Gedankengut aufzunehmen und zu integrieren, ohne dabei ihre Selbstidentität aufzugeben.
 4. **Logische Folgerichtigkeit:** Es muß die innere Kohärenz zwischen früheren und späteren Entwicklungen gegeben sein.

5. **Vorwegnahme der eigenen Zukunft:** Die zukünftigen Entwicklungen müssen in irgendeiner Form bereits in der Vergangenheit angelegt sein. Es gibt keine Entstehung von etwas völlig Neuem.
6. **Bewahrende Auswirkung auf die Vergangenheit:** Das bisher Erreichte darf nicht einfach ignoriert werden. Die Kontinuität mit der Vergangenheit muß gewahrt bleiben.
7. **Fortdauernde Lebenskraft:** Die Ausdauer einer Entwicklung im Kontext des kirchlichen Lebens ist ein Indiz für die Rechtmäßigkeit, sie muß positiv sein.

Während das logische Explikationsschema der faktischen Entwicklung nicht gerecht wird, trifft Newmans Modell besser zu, dennoch wirkt es etwas schwammig, denn er versuchte alles abzudecken. Man kann jedoch die genaue Grenze zwischen legitimer und illegitimer Entwicklung nicht feststellen. Zwar scheint die Problemstellung bewußt angegangen zu werden, aber die Antwort bleibt irgendwie unklar.

11.3 Das Schale-Kern-Modell

Ein weiteres Modell reduziert das Wesen des Christentums auf einen identitätsbildenden „Kern“, um den herum sich dann im Laufe der historischen Entwicklung eine veränderliche „Schale“ legte. Alles, was historisch geworden ist und sich verändert hat, gehört danach nicht zum eigentlichen Wesen des Christentums. Nur das, was von Anfang an da war und sich unverändert durchgehalten hat, bildet den „Kern“ des Christentums. Die Unterscheidung zwischen einem „unveränderlichen Wesenskern“ und einer „wandelbaren Schale“ wurde auf verschiedene Weisen vorgenommen.

Nach diesem Modell kann alles, was sich historisch entwickelt und verändert hat, nicht zum Eigentlichen des Christentums gehören. **Nur das, was von Anfang an war, gehört zum Kern.** Es geht also um einen unveränderlichen Wesenskern und eine wandelbare Schale. Ökumenisch gesehen ist der Kern der kleinste gemeinsame Nenner, die Schale ist der Rest, der sich gebildet hat. **Es stellt sich die Frage, worin der Kern besteht und wie sich dieser von der Schale unterscheiden läßt. Das Modell scheitert dann, wenn sich historisch kein Kern festmachen läßt.**

Der Kern scheint abhängig von der historischen Sensibilität, denn hat man wenig Ahnung von der Geschichte, dann ergibt sich eine weite Bestimmung des Kerns. Hat man viel Ahnung von der Geschichte, dann ist es schwierig, den Kern auszumachen.

Ein alternativer Ansatz ist z.B. bei mystischen Strömungen zu finden: **Das wahre Christsein ist nicht äußerlich, sondern etwas Innerliches.** Die Geschichtlichkeit des Äußerlichen läßt sich dann gelassen entgegennehmen. **Meister Eckhart** schreibt in seinem Werk „Gottesgeburt in der Seele“ davon, daß wesentlich das ist, was im Menschen passiert, und das entzieht sich der Verobjektivierung. Das Äußerliche ist, nach Meinung der meisten mystischen Strömungen, nicht das Wesentliche, es ist Hilfsmittel für das innere Leben. Andere mystische Strömungen waren kirchenkritisch, so z.B. der Spiritualismus des 16./17. Jahrhunderts (in der protestantischen Kirche). Ein drastisches Beispiel bietet **Johann Konrad Dippel** (um 1700): Er kämpfte entschieden gegen die protestantische Orthodoxie, denn die **Äußerlichkeiten waren für ihn ein Dorn im Auge.** Wahres Christentum bedeute nicht die Befol-

gung äußerer Ordnungen und Gesetze. Auch die Sakramente und Riten waren für ihn bloße Zeremonie. Sie hätten nur einen begrenzten Nutzen und vermittelten nicht das Heil. Auch die Taufe sei nicht das Kennzeichen des Christen, denn sie vermittelte nicht das, worauf es ankommt; sie sei nur ein irdischer Brauch. Es sei ein Taufbefehl Jesu und damit eine zeitbedingte Anordnung. Das wahre Wesen Christi sei nur in Christus selbst zu finden. Wer das hat, braucht keine äußeren Dinge. Auch die christlichen Lehren werden von Dippel entsprechend beurteilt. Wer die Wahrheit in den Konzilsbeschlüssen und im Glaubensbekenntnis sucht, den schlägt seine eigene Blindheit. Das wahre Christentum ist keine Sache des Kopfes. Das eigentliche Wesen der Lehre ist der Heilige Geist, den Kern bilden die Gottes- und die Nächstenliebe. Der Rest ist die Schale und damit spätere Hinzufügung. Diesen Kern des Christentums finden wir auch in anderen Religionen, z.B. bei den Juden, Heiden, Moslems etc.

Das Problem der Kontinuität im Wandel ist dennoch nicht gelöst. Harnack beispielsweise hält es für unlösbar. Der normative Kern des Christentums ist ihm zufolge nicht als identitätsstiftendes Prinzip in der Geschichte auszumachen.

11.4 Der Mythos vom wahren Ursprung

Mit zunehmender Kritik der „Schale“ läßt dieses Modell nur noch den ursprünglichen Kern gelten. Das Wesen des Christentums ist nicht seine Geschichte, sondern sein Anfang! Die geschichtlichen Entwicklungen werden dementsprechend häufig als „Abfall“ vom anfänglich reinen Evangelium bewertet (A. von Harnack). Die Deutung dieses Ursprungs ist allerdings historisch umstritten. Teilweise entsteht der Verdacht der Projektion, teilweise wirken einige ursprüngliche Elemente heute befremdlich.

Das Wesen des Christentums ist nicht seine Geschichte, sondern sein Anfang. Die geschichtlichen Veränderungen scheinen dem wahren Kern Schaden zuzufügen. Fast alle christlichen Reformbewegungen beriefen sich darauf nach dem Wahlspruch: „Zurück zum Ursprung!“. Diese Entwicklung kann als ein Zeichen der Unzufriedenheit mit dem Christentum der Gegenwart gedeutet werden. Bestimmte Zustände sollen überwunden werden durch den Rückgriff auf den Anfang.

Für Harnack („Das Wesen des Christentums“) ist die Dogmengeschichte die hellenistische Überfremdung der ursprünglichen christlichen Botschaft. Im Zuge dieser Entwicklung wurde das Christentum intellektualisiert, die Gemeinschaft der Glaubenden wurde aufgekündigt und einige wurden ausgegrenzt. Harnack übt Kritik an der katholischen und der orthodoxen Entwicklung. Sie sei keine Einstellung, sondern eine totale Verkehrung. **Die Kirche widerspreche dem Evangelium grundsätzlich, der ursprüngliche Kern sei verlorengegangen.** Er betont außerdem die Normativität des Ursprungs und meint, die Entwicklung seither sei Abfall von diesem Ursprung. **Das Heil liege in der Rückkehr zum Ursprung, also in der Überwindung der Geschichte.**

Was aber ist die Norm des Ursprungs? Konsequenterweise käme nur Jesus selbst in Frage. Man versucht, Jesus historisch dingfest zu machen und ein Zurück zum historischen Jesus zu finden, vorbei an dogmatischen Entwicklungen und dem biblischen Zeugnis. Um sich dies vornehmen zu können, braucht man laut Kreiner allerdings den Optimismus des 19. Jh. ... Dieser Optimismus ist im 20. Jh. gebrochen worden u.a. durch **Albert Schweizers Buch „Die Geschichte der Leben-Jesu-Forschung“.**

Der Ertrag der Leben-Jesu-Forschung ist allerdings negativ ausgefallen, d.h. daß alle angeblich historischen Vorstellungen von Jesus unhaltbar sind. In Wirklichkeit seien sie die Projektion von Idealen, die ebenso wenig historisch seien wie die alten dogmatischen Aussagen. Diese Kritik trifft auch Harnack. Die Norm scheint also konstruiert und historisch nicht belegbar zu sein. Sie ist damit „widerhistorisch gewalttätig“. Schweizer zeichnet selbst ein Bild des historischen Jesus, aber dieses Bild erfüllt gerade nicht die theologischen Erwartungen, mit der die Leben-Jesu-Forschung an die Arbeit gegangen war. Diese zog nämlich aus, den historischen Jesus zu finden und meinte, ihn so in unsere Zeit hineinstellen zu können. Dieses Projekt ist aber fehlgeschlagen, er konnte in unserer Zeit nicht festgehalten werden. Jesu Botschaft ist geprägt von der damaligen üblichen Naherwartung, die uns heute fremdartig anmutet. **Der historische Jesus kann also nicht einfach Maßstab unseres heutigen Christentums sein. Man braucht statt dessen einen theologisch-spirituellen Zugang zu Jesus.**

11.5 Das Modell der „Kontinuität im Wandel“

Im Gegensatz zu 11.4 betont dieses Modell die Legitimität und Unausweichlichkeit der geschichtlichen Entwicklung (A. Loisy). Entscheidend für die Bewertung eines Phänomens als christlich ist danach nicht in erster Linie die „substantielle“ Identität mit dem Ursprung, sondern eher die „kausale“ Verbindung mit ihm. Um aber das „Wesen“ vom „Unwesen“ des Christlichen unterscheiden zu können, reicht der kausale Zusammenhang allein nicht aus. Diese Lücke läßt sich eventuell durch eine „funktionale“ Betrachtung ergänzen.

In der katholischen Kirche fand in der Wende vom 19. ins 20. Jh. ein wahres es Drama statt: Die **Modernismuskrise**. Die Modernisten versuchten, den Geist der Moderne mit dem Katholizismus zu versöhnen. Das Ende bildete ein theologisches und unpersönliches Fiasko. Die modernistischen Schriften wurden auf den Index gestellt, Kleriker mußten fortan den „Modernisteneid“ leisten. Pius X. exkommunizierte einen Franzosen (Loisy) und den Briten Taylor.

1902 schrieb **A. Loisy** das Buch „Das Evangelium und die Kirche“. Ein Satz von ihm wurde immer wieder zitiert. Er lautete: **„Was Jesus verkündigte, war das Reich Gottes, und was kam, war die Kirche.“** Er meinte das durchaus nicht kirchenkritisch, sondern er reagierte damit auf Harnack, dem er unhistorische Sichtweisen vorwarf. In Abgrenzung zu ihm ist er der Meinung, die ganze Entwicklung des Christentums gehört zu seinem Wesen und nicht nur der reine Anfang. **Loisy geht davon aus, daß es sich mit dem Christentum verhält wie in dem Fall, wenn „ein Erwachsener dem Kind gleicht, das er früher einmal war“.** Nicht die äußere Gestalt hält sich, sondern Existenz und Existenzbewußtsein sind kontinuierlich. Die Identität ist im Wandel, nicht im Gegensatz zum Wandel! **„Was wahrhaft evangelisch ist am Christentum von heute, ist nicht das, was sich niemals geändert hat; denn im gewissen Sinn hat sich alles geändert und hört auch nicht auf, sich zu ändern, sondern das, was unbeschadet aller äußeren Veränderungen von dem Impuls ausgeht, den Christus gegeben hat, was sich von seinem Geist inspirieren läßt.“** Es gibt also keinen unveränderbaren Kern! Zum Wesen des Christentums gehört nicht nur das unveränderte Evangelium, nicht nur der reine Ursprung, sondern auch die ganze vielfältige Geschichte. Das Ganze ist das Wahre! Die Kirche konnte nur deshalb überleben, weil sie das Evangelium an die Zeit und die Umwelt angepaßt

hat. Dies ist keine Entartung und auch kein Abfall, sondern unverzichtbar und notwendig.

Die Bedingungen, unter denen das Evangelium entstanden ist, sind heute nicht mehr gegeben. Inzwischen gab es die Entwicklung von Dogmen, Kult und christlicher Verfassung. In dieser Entwicklung lebte das Evangelium weiter. Die Kirche ist kein Abfall vom Evangelium, sondern eine unausweichliche Entwicklung. Die Kirche muß sich allerdings auch anpassen an die wechselnden Bedingungen der Geschichte. Loisy verteidigt die geschichtliche Entwicklung des Christentums.

Was aber garantiert nun die Kontinuität in all dem historischen Wandel? Loisy sagte, daß das Evangelium die Bedingung zur Anpassung ist. Aber dies setzt etwas voraus, was es nicht geben darf: Ein Evangelium, das sich verändert. Denn das Evangelium ist gerade der Kern, der sich in den unterschiedlichen historischen Ausgeweisen nicht verändert hat. Abgesehen davon gibt es nur eine Alternative: Alles ist christlich, was in einer ursächlichen und kausalen Abhängigkeit des Christuserignis steht und sich darauf bezieht. Folge: Die Franziskanische Spiritualität gehörte genauso zum Christentum wie die Hexenverbrennung... Auch wenn sich in uns Widerspruch gegen diese Aussage erhebt, so ist sie deskriptiv wahr! **Wichtig ist die Unterscheidung zwischen deskriptiven und normativen Begriffen. Ein normativer Begriff beschreibt das Wesen und das Unwesen des Christentums. Die Kreuzzüge z.B. gehören zum Christentum im deskriptiven Sinne, sie sind jedoch nicht normativ!** Die Frage lautet aber: Woher nimmt man den normativen Begriff des Christlichen, wenn sich alles verändert?

Loisys Antwort lautet: Das Christliche ist das, was vom Impuls Christi ausgeht; was sich von ihm inspirieren lässt. Auch das Unwesen des Christentums ist in seiner kausalen Hinsicht vom Evangelium abhängig. Ohne Evangelium gäbe es z.B. auch keine Kreuzzüge. Die reine kausale Abhängigkeit reiht also nicht aus, es muß auch eine materielle bzw. funktionale Abhängigkeit geben. Diese besteht in einem gemeinsamen Ideal und einer gemeinsamen Hoffnung. Wenn Ideal und Hoffnung gleich bleiben, sind sie als christlich zu bezeichnen. Es zeigt sich, daß zum rein kausalen Faktor auch ein funktionelles Element hinzutreten muß, welches wir im normativen Kern finden. Wenn z.B. das Element X im Christentum zu finden ist, stellt sich die Frage, ob X zur legitimen Entfaltung des Christentums gehört oder nicht? Zur Beantwortung reicht eine historisch kausale Abhängigkeit nicht aus, sondern X muß eine Funktion erfüllen. Wie aber ist diese Funktion beschaffen? Loisy spricht von einem „ewige(n) Prinzip der Transparenz des Göttlichen durch den Menschen hindurch.“

Identitätsstiftend ist also das Anliegen Jesu, den Menschen einen Zugang zu Gott zu eröffnen. Er wollte das in Worten und Werken tun, um Gottes Realität für die Menschen transparent zu machen. **Im Anschluß an Jesu Verkündigung haben Menschen versucht, diese Transparenz Gottes weiter zu erfahren und zu leben. Dies geschah auf unterschiedlichste Art und Weise.** Dies alles hat Jesus in Bewegung gesetzt. Die Geschichte dieser Tradition ist äußerst vielschichtig und immer im Wandel. Beim normativen Wesen des Christentums ist eine Differenzierung nötig. Nicht alle Elemente haben einen Zugang zu Gott eröffnet, manchmal sogar eher verstellt, jedenfalls nach menschlichem Ermessen. Doch auch relativ unterschiedliche Elemente können ein und dieselbe Funktion erfüllen. Hierfür ist nicht unbedingt die inhaltliche Kontinuität der Elemente nötig. Die Frage allerdings, ob Jesus die Kirche gegründet hat, ist von der Ekklesiologie her zu beantworten.

Was haben diese Theorien mit unserem Grundanliegen, der Erkenntnis nach Wahrheit, zu tun? Man kann nach Erkenntnis um ihrer selbst willen oder um etwas anderen willen suchen. Im Glauben geht es um das Gelingen des Menschseins vor Gott. Der Unterschied zwischen wissenschaftlicher und religiöser Erkenntnis ist folgender: Im profanen Bereich können große Irrtümer fatale Folgen haben. Im religiösen Bereich ist das anders. Unser endgültiges Heil ist nicht davon abhängig, daß wir zu Lebzeiten Gott wahrhaftig erkannt haben. Auch kognitive Irrtümer können im Glauben zum Ziel führen. Daher ist eine funktionalistische Betrachtungsweise nicht nur berechtigt, sondern sogar unausweichlich. Es bedarf einer systematisch-selbstkritischen Auseinandersetzung mit Glaubensfragen. Gott wird nicht auf tatsächliche Erfolge und Ergebnisse achten, sondern darauf, ob wir uns bemüht haben, die Wahrheit zu finden. Das verpflichtet natürlich nicht alle Gläubigen in gleicher Weise, sondern vor allem diejenigen, die das Privileg haben, sich mit diesem Problem auseinandersetzen zu können, also die Theologen!!